



Inhalt: Ein verhängnisvoller Ball. Von Paul Stein. (Fortsetzung.) — Fanchon. Originalzeichnung von Loffow. — Zwei Sonette. Von S. M. — Bianca Cappello. Von Karl Frenzel. (Schluß.) — Reiche und arme Reisende. Originalzeichnung von Joerrens. — Wiener Toilettenstudien. Von Lori. 1. Im Prater. — Frauenarbeit auf der Münchener Jubel-Ausstellung. Von Dr. Zig. (Schluß.) — Pflaunders (mit Porträt der Fürstin Metternich). — Die Mode. Von Veronika v. G. — Logogryph. — Auflösung des Logogryphs Seite 262. — Correspondenz. — Inserate.

### Ein verhängnisvoller Ball.

Von Paul Stein.

(Fortsetzung.)

Zwei Personen nahen der Ephenlaube. Cornelia suchte mit dem Taschentuch die Thränen Spuren zu verwischen. Salen spähte nach den Kommenden. Es war ein älterer Herr in schwarzem, ziemlich fadenscheinigem Rocke, und ein junges Mädchen, dessen schwarzes Thibetkleid vor einigen Jahren ihr Confirmationsstaat gewesen sein mochte, denn es war bedenklich kurz und eng. Der Mann führte, wie man Kinder zu führen pflegt, das Mädchen an der Hand, obwohl ihre Gestalt die seine überragte.

In der andern Hand trug der Führer des jungen Mädchens einen sehr defecten Hut; ihr Gesicht war halb verdeckt unter dem tiefeingebogenen großen Strohhut, der auch die Fülle blonden Haars barg, welche in Flechten um den Kopf gewunden war.

„Pfarrer Kreißler von Waldau mit einer seiner Töchter, von Frau Rath Becker, wie Du weißt, für die Kinder empfohlen,“ berichtete Salen schnell, und ging dann den Nahenden entgegen, begrüßte sie freundlich und führte sie in die Ephenlaube.

Klärchen und Paul bedurften einer besseren Aufsicht und einer Lehrerin, die ihnen den ersten Unterricht ertheilen konnte. Salen hatte sich deshalb an seine Nachbarin gewendet, und die Frau Rath, die in allen Fällen eine Auskunft wußte, schlug vor, eine der Pfarrerstöchter von Waldau zu engagiren und erbot sich, die Sache zu vermitteln.

Salen wußte von dem Pfarrer Kreißler, der sein waldverstecktes Dörfchen höchst selten verließ, nur wenig. Einmal, vor Jahresfrist, war er bei Gelegenheit einer Jagd in das kaum gekannte Pfarrhaus gekommen, und der Pfarrer hatte einen recht guten Eindruck auf ihn gemacht; der Frau und Töchter erinnerte er sich kaum noch. Doch so wenig überhaupt die Waldau'sche Pfarrersfamilie persönlich gekannt war, stand sie doch in allgemeiner Achtung. Man nannte zwar den Pfarrer und sein Weib wunderliche, „Heilige“, die Töchter das reinste „Landconfect“, das sich nicht aus dem kleinen Neste herauswage, allein einen andern Tadel wußte Niemand aufzufinden. Die größte Wunderlichkeit des „Heiligen“ in Waldau bestand übrigens zunächst auch nur darin, daß er schon ein Vierteljahrhundert in dem entlegenen Dörfchen hauste und sich niemals, selbst in den schlimmsten Zeiten nicht, wo Schmalhans Küchenmeister im Pfarrhause war, um eine bessere Pfarrei umthat. Man fand das zu romantisch, lässig von einem Mann, der sechs Kinder hatte. Wer ermaß das tiefe, treue Gemüth, das sich so wenig von dem liebgewordenen Heim trennte, als einst von der früheren Jugendgeliebten, obgleich sie fast alt wurde, bis er sie als seine Gattin in das bescheidene Pfarrhaus führen konnte, und es mit derselben Herzensfreudigkeit, demselben Glücksgefühl that, wie er es im achtzehnten Jahre gethan hätte, wo er ihr das Wort der Liebe und Treue gegeben. Als er Anrecht auf eine bessere Stelle gehabt, war das Dörfchen und die kleine Gemeinde mit ihm so verwachsen, daß er es für ein Vergehen gehalten, den Ort des äußeren Vortheils wegen zu verlassen; auch konnte er sich kein anderes liebes Dörfchen für sich und seine Luise mehr denken. Und so beschloß sie denn gemeinsam, hier ihr Leben zu verbringen und auch einst im Tode hier zu ruhen. Freilich, als die Familie sich vergrößerte und die Kinder älter wurden, konnte das kleine Einkommen nicht mehr ausreichen. Da beschloß die Pfarrerin, eine Arbeitsschule für ihre Töchter und die armen Mädchen des Dorfes einzurichten — ein mühs-

ames Werk in einem so entlegenen Dörfchen und bei dem mehr poetischen als praktischen Sinne der Pfarrersleute. Doch warf die kleine Schule wenigstens etwas ab und konnte sich auch erweitern. Als die drei ältesten Mädchen aber erwachsen waren, wurde die Mutter doch um deren Zukunft besorgt. Sie hatten wol gelernt, was die Mutter, der Pfarrer und der Schulmeister sie lehren konnten, aber das genügte nicht, um sich eine selbstständige Existenz, dadurch zu gründen, und

schaft anbahnte, dafür reichte ihr knappes Einkommen nicht aus, selbst nicht einmal für die kleinen Werke der Barmherzigkeit. Was die Pfarrerin schon seit vielen Jahren nicht gethan, das that sie heute, sie zog ihr Hochzeitskleid an, machte der Frau Rath Becker einen Besuch, die sie in jungen Jahren näher gekannt hatte, und bat sie um guten Rath und Hilfe. Das geschah kurz zuvor, ehe Salen seine Nachbarin beauftragte, ein gebildetes Mädchen für seine Kinder zu suchen. Diese schrieb ohne Verzug nach Waldau und eruchte um baldigste Erwägung der vortheilhaftesten Sache.

Der Brief der Frau Rath Becker brachte eine noch nie dagewesene Aufregung in das friedliche Pfarrhaus. Die ganze Familie gruppirte sich um das bedeutungsvolle Schreiben, welches die Frau Pfarrerin zu Aller Einsicht auf den großen tannenen Tisch der Wohnstube mit zitternden Händen niedergelegt hatte.

Caroline, die älteste der Töchter, ergriff zuerst das Wort und sagte resolut, daß sie der Mutter und dem Dorfe unentbehrlich sei, sie bleibe hier. Anna, die Zweite, weinte und bat, sie doch nicht fortzuschicken, sie würde vor Heimweh sterben. Doch Johanna, die jüngste der drei, um die es sich handelte, sprach jetzt mit einer gewissen gehobenen Freude:

„Ich werde die Stelle annehmen!“  
„Johanna paßt auch am besten dafür,“ eiferte Caroline; „sie hat mehr als wir älteren gelernt; sie ist ja des Vaters Liebling, hat Latein studiren müssen, versteht die alten Römer zu lesen; den Schiller und den Körner, die weiß sie auswendig, und den Walter Scott hat sie auch verschlungen; sie kann schon Gouvernante werden.“

„Zwei kleine Kinder hüten — ja, das werde ich wol können,“ gab Johanna zu und wiederholte: „Ich gehe nach der Fabrik im grünen Thale — ich sah sie einmal von der Höhe aus — es ist schön dort und —“ Johanna stockte.

„Nun — und?“ fragte Anna neugierig.  
Doch Johanna gab keine Antwort darauf. Sie wandte sich zu ihrem Vater und sprach bewegt: „Sei unbesorgt um mich und lehre jetzt Elise oder Malchen Latein, sie sind alt genug dazu und haben so viel Verstand wie ich.“

Der Pfarrer fand sich jedoch, trotz dieses Trostes, am schwersten in die Trennung; das gab ja eine unerzehlliche Lücke im Familienreife. Allein seine Frau hatte recht, man konnte die Mädchen nicht ewig im Hause behalten. Zudem erzählte man ja so viel Lobenswerthes von dem Fabrikbesitzer Salen. Auch auf ihn hatte er einen guten Eindruck gemacht, als er sich einmal eine Stunde im Pfarrhause aufhielt. Kreißler hatte im Stillen an das wichtige Familienereigniß seine eigenen Gedanken angeknüpft, doch sagte er davon Luise nichts; er wollte erst forschen, ob sich seine Idee realisiren lasse. Nachdem der Abschied überwunden, schritt er guten Muthes, mit seinem Kinde an der Hand, dem grünen Thale zu, das etwa drei Stunden seitwärts lag.

Johanna war auf dem ganzen Weg sehr schweigmä. Der Vater fand das begehrlich, überließ die Tochter ihren Gedanken und hing den seinen nach. Doch als sie in die Ephenlaube traten, glückte es einer Stummen, so lautlos stand sie da und starrte die schöne Dame an, welche vornehm grüßte.

Der Besuch kam Cornelia sehr ungelegen. Sie winkte zum Niederlassen und fragte endlich, die Pfarrerstochter in dem ausgewachsenen Kleide und dem häßlichen Hute flüchtig fixirend:

„Verstehen Sie mit Kindern umzugehen?“  
Johanna erwiderte mit bedeckter Stimme, kaum hörbar, daß sie drei jüngere Schwestern habe und sie sich auch um die Kinder des Dorfes bekümmert, wenn deren Mütter zur Arbeit ins Feld gegangen seien.

Ein Lächeln suchte um Cornelia's Mund. Die Antwort kam ihr sehr naiv und wenig versprechend vor. Doch es



Fanchon. Originalzeichnung von Loffow.

wie sollten die Töchter an einem Orte, den so selten der Fuß eines Fremden betrat, Männer finden? Dieser Gedanke quälte die Pfarrerin im Stillen und sie kam endlich darin mit sich und auch ihrem Manne überein, daß für die eine oder andere der drei ältesten Töchter eine Stelle zu suchen sei, damit sie auch einmal aus dem engen Kreise von Waldau herauskommen und noch etwas lernen könnten. Den Hintergedanken, den sie dabei hatte, sprach sie nicht aus — es war in der That das erstemal, daß sie ihrem Manne etwas verschwie. Sie machte sich darüber auch Scrupel, aber die sechs Mädchen mochten das beantworten. Die Bibel gebot ja schon die Ehe; doch direct schied eben der Himmel keine Männer, gar für ein halbes Duzend heranblühender Töchter. Und was in andern Pfarrersfamilien häufig die Gastfreund-

waren ja Salen's Kinder, die das Mädchen behüten und unterrichten sollte, und er hatte die Sache mit der Frau Rath besprochen; er mochte sie nun auch vollends ordnen. Sie schützte heftiges Kopfweh vor und ging ins Haus, um zu ruhen.

Johanna bemerkte die Kinder unten im Garten und eilte dorthin, sie zu küssen und mit ihnen zu spielen.

„Sie folgt dem Zuge des Herzens,“ entschuldigte der Pfarrer ihr hastiges Fortlaufen.

„Und Cornelia folgt ihrer übeln Laune,“ dachte Salen unwillkürlich.

Der Pfarrer gestand offen, daß es ihm schwer falle, recht schwer, sich grade von diesem Kinde zu trennen, allein Johanna sei am geeignetsten zur Beaufsichtigung der Kleinen. Sie liebe Kinder sehr, und das sei die Hauptsache; außerdem besitze sie auch tüchtige Schulkenntniße, ja mehr als das, doch er wolle sie nicht loben, das sei nicht nach ihrem Sinn; Herr Salen werde schon sehen, daß man ihr Vertrauen schenken könne.

Der Pfarrer plauderte so gemüthlich, und dabei leuchtete sein Auge so recht ins Herz dringend, daß es Salen fast peinlich war, dieses Mannes Lieblingskind in dienender Stellung in seinem Hause zu sehen. Er versicherte seinem Gast mit viel Wärme, daß Johanna wie zur Familie gehörig betrachtet werden sollte. Dem Pfarrer wurde dadurch der Abschied sehr erleichtert.

Cornelia ließ sich nicht mehr sehen. Salen fand ihre Thür verschlossen. Im Glauben, sie schlafe, hing er das Gewehr um, pfliff dem Jagdhund und bot dem Pfarrer seine Begleitung durch den Wald an, was dieser mit ersichtlicher Freude annahm.

Der Wald dehnte sich weit über die Höhen aus, doch der Pfarrer und sein Begleiter kannten ja das weite Revier ziemlich genau. Die vielen sich kreuzenden Pfade machten Kreisler nicht irre. Salen folgte ihm, des Weges wenig achtend. Der Pfarrer wurde immer wärmer und gesprächiger. Unter den alten Bäumen schlüfte er sich so recht wohl, das merkte man ihm an, und als nun vollends der Mond durch die Blätter herein schien, die Sterne hindurchfunkelten, ging ihm das Herz ganz auf. Salen dachte nicht daran, umzukehren und der Pfarrer forderte ihn auch nicht dazu auf, im Gegentheil ergriff er den Arm seines Begleiters so fest, als wolle er ihn gar nicht wieder loslassen.

Und sie kamen endlich an eine Lichtung des Waldes. Vor ihnen, in kleiner Entfernung, lag Waldau, wie ein Stückchen Feld zwischen den Wäldern, die so weit das Auge reichte, in geheimnißvollem Dunkel unter Mond und Sternen ruhten. Salen erschrak, daß er so weit mitgegangen. Vor Mitternacht konnte er nicht zu Hause sein, und Cornelia war unwohl — war vielleicht in Angst um ihn.

Schnell empfahl er sich dem Pfarrer und eilte raschen Schrittes durch den Wald, um nach zwei Stunden zu erkennen, daß er auf den vielfach sich kreuzenden Wegen irre gegangen sei. Er suchte sich zu orientiren . . . umsonst — der Mond war hinter Wolken getreten. In der Ferne domerte es, und die Blitze, die vorübergehend durch die Waldesnacht zuckten, gaben ihr etwas so Fremdartiges, so Täuschendes, daß Salen bald daran verzweifelte, vor Anbruch des Morgens den rechten Weg zu finden. Er schob seine Büchse ein paar mal ab, einen Waldhüter herbeizuloden, doch das Knallen und Diana's, des Jagdhunds, Gebell schreckten nur die Vögel in ihren Nestchen auf und da und dort ein scheues Rehlein, das sich durch schnelle Flucht zu schützen suchte.

3.

Bald nachdem Salen mit dem Pfarrer fortgegangen war, kam Cornelia wieder in den Garten und vernahm mit Verdruß, daß er den alten Mann begleite. Hatte er so viel Zeit übrig? Bei den Anschuldigungen, mit denen sie Salen in der Epheulaube empfangen und der daran sich knüpfenden Ballfrage erwähnte er nicht, daß er den Abend sich freigemacht, um mit ihr spazieren zu fahren.

Jetzt war er fortgegangen — das erstemal, ohne es ihr zu sagen. Daß er leise an ihre Thüre gepocht, hatte sie allerdings gehört, aber für das „Herein!“ auf wiederholtes und lautes Hohen gewartet. Nun war sie allein im Garten. Johanna spielte mit den Kindern auf den Wiesen drüben, dann mußten sie zu Bett gebracht werden. Cornelia war zu verstimmt, um sich darum zu kümmern; sie meinte, noch oft genug Gelegenheit zu haben, die neu engagirte Dienerin sich genauer anzusehen. Der Abend war schon weit vorgeückt und die Höhen der Berge von der untergehenden Sonne in Purpur getaucht. Die schöne junge Frau wurde von innerer Ungebuld ins Freie getrieben, den Pfad entlang, der sich längs des Waldes huzog, bis an eine scharfe Ecke des Thales, wo er in die Fahlstraße einmündete und wo ein schmaler Steg über den Bach führte, der von hier aus in starkem Falle den treibenden Rädern der Fabrik zustürzte. Es war ein anmuthiger Pfad, von Buschwerk begrenzt und hohen Bäumen überragt.

Die wiederholt versagten Winterfreuden, zunächst der so entschieden verweigerte erste Ball der Saison, beschäftigten ausschließlich Cornelia's Gedanken auf ihrer Abendpromenade. Salen kam ihr grausam, selbst despotisch vor, und ihre Empörung dagegen schien ihr mehr als erlaubt. Es galt, ihre Rechte zu behaupten, und da diese vermeintlichen Rechte mit ihrer Eitelkeit, ihren Gewohnheiten und Amüsementswünschen Hand in Hand gingen, fand sie Rechtsgründe genug, ihren Willen durchzusetzen. Hier bis Weihnachten bleiben, machte sie ja in H. geradezu lächerlich. Dann hatte Isidor Tegethoff ein Recht, sie zu verhöhnen — und wie würde er es dann thun und alle die Andern auch. — Hatte sie sich denn verheirathet, um Einsiedlerin zu werden, sich zu Tode zu langweilen? — Salen mußte nachgeben, mußte bald nach H. zurückkehren — den Novemberball mußte sie durchsetzen — damit waren auch die andern Bälle gewonnen. — Noch glaubte sie ihren Thron als Königin der Feste behaupten zu können, und sie wollte es, auch wenn Isidor Tegethoff dagegen intriguire sollte — sie nahm den Kampf darum selbst mit ihm auf. Doch sicher beugte auch er sich wieder ihren Reizen. — Sie wandte unter diesen Gedanken zuweilen rasch den Kopf, um zu sehen, ob Salen ihr nicht nachkomme. Trotz seiner Grausamkeit hatte sie ihn lieb, aber ihr Tyrann durfte er absolut nicht werden.

Schon stand der Mond über dem Thale, groß und rund, als Cornelia die kleine Brücke beschritt, um jenseits des Baches Vergißmeinnicht zu pflücken.

Sie wollte nicht heimkehren, bis er sie gesucht und gefunden; aber noch immer kam er nicht. Wie war es nur möglich, daß er so lange ausblieb? — Wie sie eben sich nach den blauen Blümlein niederbeugte, vernahm sie eine helle, jubelnde Stimme, bekannte fröhliche Weisen singend. Es waren Studentenlieder . . . dort aus dem Dickicht drang der Ton — und jetzt — jetzt tauchten auch weiße Mützen auf. Es waren Studenten aus H., die eine größere Tour gemacht und der nächsten Station zuzogen! Das weiße Corps — Isidor Tegethoff's Corps! Sie hätte vor ihren Blicken in die Erde sinken mögen; doch der grüne Rasen öffnete sich diesem Wunsche nicht . . . sie entschlüpfte rasch hinter das nächste Gebüsch. — Es war die höchste Zeit; schon kam der ganze fröhliche Schwarm heran; die weißen Mützen flogen theilweise in die Luft, um sie in neckischem Uebermuth wieder zu haschen.

Unter heftigem Herzklopfen spähte Cornelia durch die grünen Zweige nach den wohlbekannten jungen Verehrern. Nahmen sie vielleicht ihrewegen den Weg durchs grüne Thal? Aber Isidor Tegethoff fehlte — vermied er etwa ihre Nähe? — Es waren seine Intimiten — der helle Mondschein ließ sie das deutlich erkennen. Angstvoll faßte sie das weiße Kleid zusammen, damit es sie nicht verrathe. — Der Gedanke war ihr in hohem Grade peinlich, hier am Bache, beim Mondschein und so allein, von ihnen entdeckt zu werden. Auch schienen die jungen Köpfe stark erhitzt zu sein, und da — sie zuckte zusammen — konnte sie sogar Gegenstand ihres Witzes werden, sie, vor der sie einst Alle gekniet!

Die Gefahr schien glücklich vorüberzugehen; schon hatte der Letzte den Busch passiert, der sie barg, und sie wollte nun flüchtigen Fußes über den schmalen Steg in den Wald zurück-eilen, als sich ein weißbekappter Nachzügler zeigte, der ein russisches Volkslied summete.

Isidor Tegethoff! — stammelte Cornelia, und stand unbeweglich. Da flog, unter schnellem Uebergang von der melancholischen Weise zur lustigen des Commerzlieds, die weiße Mütze in die Luft; sie hing sich an einem Zweig des Busches, hinter dem Cornelia stand.

Erschrocken prallte sie zurück, das verrätherische weiße Kleid flatterte im Winde, und mit Blitzesschnelle stand Isidor Tegethoff vor ihr.

Sie wollte entfliehen, doch schon hielt er knieend das lustige Gewand, schon flehte er in heißer Leidenschaftlichkeit:

„Vergebung — Vergebung! Madame, ich liebe Sie!“  
 „Welche Keckheit! Lassen Sie mich! Stehen Sie auf!“  
 gebot sie, aber er that es nicht, er verblieb in seiner Stellung; er küßte das weiße Kleid, das er unerbittlich festhielt und flehte abermals:

„Vergeben Sie es meinem Schmerz und Ingrimm, daß ich Ihren Anblick mied, daß ich mehr als unhöflich gegen Sie war. Warum aber thaten Sie uns das auch an, Sie, für die wir durch Wasser und Feuer gegangen wären, für die wir zu jeder Stunde bereit waren, unser Leben einzusetzen? H. ist eine Wüste, seitdem Sie nicht mehr dort sind, nur die Hoffnung auf Ihre Wiedertehr hält mich noch an dem öden Orte fest. Sie müssen mir vergeben, schönste aller Frauen, müssen mein Flehen erhören.“

Cornelia triumphirte: er, der Kecke, der Hochmüthige, der von allen Herzen erschante, interessante Steppensohn, lag, Vergebung flehend, zu ihren Füßen!

Doch sie hielt an sich und sprach reservirt:  
 „Ihr Benehmen gegen mich, Herr Tegethoff, war — war in der That invertirt.“

„Tödten Sie mich, aber vergeben Sie erst, was wahnsinniger Schmerz verschuldet. Lächeln Sie mich nur einmal noch so holdselig an, wie auf dem letzten Balle. Was hoffte ich nicht damals! Aber Sie, Sie wurden namenlos grausam, Sie haben zu sühnen . . . Sie müssen vergeben.“

Sie reichte ihm die Hand und bat:  
 „Stehen Sie auf.“

„Gönnen Sie mir doch die Wonne, ein paar Minuten so zu Ihnen aufschauen zu dürfen,“ flehte er in steigender Aufregung, und er ließ die Hand nicht, die sie ihm gereicht . . . er bedeckte sie mit glühenden Küssen.

Sie gerieth in Angst, und doch war es so bestrickend, den Löwen von H. in demüthiger Unterwürfigkeit zu ihren Füßen zu sehen. Aber wenn Salen kam, sah — sie entriß ihm die heißgeküßte kleine Hand und trat zurück, ihn mahnend, schnell seinen Freunden zu folgen.

„Ich will es thun, doch erst sagen Sie mir, wann ich Sie in H. wiedersähe,“ unterhandelte er.

„Ich — ich weiß es nicht.“  
 „Wie, sind Sie Sclavin in diesem grünen Thale?“  
 „Sclavin, ich? Herr Tegethoff, ich denke überall Herrin zu sein!“

„Dann wissen Sie auch, wann Sie nach H. kommen, o bitte, sagen Sie es mir. Bei Gott, ich scheide nicht eher!“

„Sie sind, wie immer, etwas Steppensohn, repräsentiren Ihr russisches Naturell. Ich will es Ihnen nicht sagen, Herr Tegethoff!“

„Ich weiche nicht von Ihrer Seite, schöne Frau, bis ich es weiß! Soll ich Sie bis an Ihre rauchende Bestizung begleiten, bis an die Pforte Ihres tausenden, brausenden Stilllebens, diese Idylle, die sich so wenig für H.'s erste Schönheit eignet?“

„Tegethoff — Sie sind — Sie werden —“  
 „Ich bin Ihr Sclave, Madame, doch die eine, eine Bitte dürfen Sie mir nicht versagen: wann werden Sie in H. eintreffen?“

„Zum Novemberball,“ sprach sie schnell und wollte ent-eilen.

„Der erste Walzer, der Cotillon und eine Extratour sind mein, nicht so?“ bat er, noch einmal ihre Hand fassend.

Da rauschte es drüben über dem Stege. Unter tödtlichem Erblassen starrte Cornelia hinüber — wenn es Salen war? Doch es war nur ein Wild, das zum Trinken an den Bach kam.

„Sie geben mir die drei Touren!“ sprach Isidor rasch, leise und ihre Hand loslassend. Er mochte ahnen, warum sie bei dem Geräusch so erschrak.

Sie nickte ein Ja und enteilte über den Steg nach dem

Walde. Ihr weißes Kleid schimmerte da und dort durch das grüne Laub.

Der schöne Russe sah ihr nach und murmelte:  
 „Es war sehr thöricht, mich über ihre Heirath so zu ärgern; was ich wollte, eine amüsante Liaison, gewährt die schöne Frau leichter als das spröde Fräulein, und — die Sache ist pikant.“

Damit ging der hübsche und reiche Russe, den die Dame, das deutsche Studentenleben näher kennen zu lernen, nach H. geführt, seinen Freunden nach. Er entsandte dabei melancholische Töne und fremd klingende Worte hinüber in den Wald, an das Ohr der schönen Frau, deren Eitelkeit er in hohem Grade erregt und bestochen.

Sie erlauschte ein Unglücklichsein in diesen Tönen, während er, sehr animirt, seine Freunde einholte, um auf der nächsten Station noch „flott“ mit ihnen zu kneipen, bis die Locomotive pfliff, welche die lustigen Brüder wieder nach H. bringen sollte.

Cornelia, die unter heftigem Herzklopfen, fast athemlos in ihrem Hause ankam, war froh, Salen nicht zu treffen. Wie es aber später und später wurde und er noch immer nicht kam, drängte die Angst um ihn das Abenteuer am Bache zurück. Sie ließ Herrn Werner, den Werkführer, rufen und verlangte, daß er mit einigen Arbeitern ihren Mann im Walde suche, der sich sicher verirrt habe. Das glaubte auch Werner, meinte jedoch, daß nichts zu befürchten sei, da der Herr ja seine Büchse und die Diana bei sich habe, auch die Waldwege kenne. Das Suchen nach Salen wurde dadurch bis Mitternacht verschoben, dann aber machte sich Werner mit einigen Leuten auf, um nach ihm zu forschen. Cornelia befand sich in größter Aufregung und Angst. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie nicht im Garten gelieben, denn dann, meinte sie, hätte Salen den Pfarrer nicht begleitet, und sie sie würde Isidor Tegethoff nicht begegnet sein, was vielleicht auch besser gewesen. Doch — war sie verantwortlich für seine Leidenschaft? Es gab ja so viele junge verliebte Thoren. Zählte sie denn den schönen Russen auch zu diesen? Nicht so ganz; sein Verliebtsein ging tiefer, war anders, kecker und auch bewältigender. Etwas mehr als die Andern hatte er sie immer angesprochen; so war es auch jetzt noch, und das Zusammentreffen war doch sehr interessant gewesen, gerade wie aus einem Romane geschnitten. Tegethoff war in der That eine moderne Romanfigur. Doch — wo blieb nun Salen? Wenn er sie belauscht und in eifersüchtiger Wuth —? Ach, welche Möglichkeiten knüpften sich an diese Idee? Es graute ihr. Sie trat auf den Balkon, nach ihm zu spähen. Wenn ihm ein Unfall begegnet wäre? Nein, ohne ihn hätte sie doch nicht mehr leben mögen! Ihre Unruhe mehrte sich von Minute zu Minute. In der Ferne grollte der Donner. Blitze umfuhren sie und zuckten über das Dunkel des Waldes hin, es noch schreckhafter machend.

Wie war es so unheimlich, spukhaft in dem engen Thale, und durch die stille Nacht das Gelärm der Maschinen, die flatternde Rauchfahne auf dem hohen Schornstein, der dünn, gespensterhaft, Alles überagte! Komnte sie sich hier jemals glücklich fühlen? Doch, war sie es denn nicht schon gewesen? War sie es denn nicht mehr? Es ging ihr wirr durch Kopf und Herz. Brannte nicht auch Licht im Kinderzimmer? War eines der Kinder vielleicht erkrankt, oder schlief nicht ein bei der neuen Wärterin? Sie ging nachzusehen. Johanne saß vor der bedeckten Lampe, den Kopf auf die Hand gestützt, in tiefen Gedanken, oder vielleicht auch eingeschlafen? Cornelia trat dicht vor sie hin. Jetzt erst sah das Mädchen auf, doch es lag nicht die geringste Schläfrigkeit in diesen leuchtenden blauen Augen. Johanna erhob sich in gemessener, fast langsamer Bewegung. Dem Landkind flehte noch jede Gewandtheit, aber nicht alle Grazie. Trotz dem unscheinbaren Hauskleid, das Johanna vielleicht selbst gewipponn, imponirte die hohe schlanke Gestalt, die Cornelia weit überagte, und dabei lag etwas Weiches und Anmuthiges in der Haltung des Kopfes, das aber angeboren war, und durch die langen blonden Zöpfe, die halb aufgelöst über die Schultern fielen, dem Mädchenbild noch etwas ganz besonders Ansprechendes gab. Cornelia schaute erstaunt die neue Hausgenossin an. War denn das dasselbe Mädchen, dessen Gesicht sie unter dem großen häßlichen Hut kaum gesehen, dessen Figur sie in dem kurzen engen Kleide, den plumphen Schuhen unschön angemuthet hatte? Wie so anders erschien die Pfarrerstochter ihr jetzt! Eine so schöne Hüterin hatte Salen für seine Kinder gewählt! Warum hütete und bewachte sie denn seine Kinder nicht selbst? Es war das erstemal, daß diese Frage in ihr auftauchte. Doch sie wies sie zurück, eigenständig, wie Alles, was sie an eine höhere Bestimmung mahnte, was reiner in ihr erklang. Fast in hartem Tone, der ihr sonst nicht eigen, fragte sie Johanna:

„Warum legen Sie sich nicht zu Bett?“  
 „Weil Herr Salen noch nicht zu Hause ist,“ erwiderte Johanna ohne Bögen.

„Nun, das kann doch Ihre Ruhe nicht stören?“ bemerkte Cornelia mit durchklingendem Hohn.

Darauf hatte Johanna keine Antwort. Sie sah Frau Salen groß an.

„Gehen Sie sogleich zu Bett!“ befahl diese, „das Licht stört die Kinder im Schlafen.“

„Nein, sie schlafen ganz ruhig, seit ich sie gelegt,“ widersprach Johanna.

„Ich will aber, daß Sie schlafen gehen. Thun Sie, was man Ihnen sagt,“ befahl die Herrin des Hauses und verließ mit dieser Weisung rasch die Stube, ohne einen Blick auf die schlafenden Kinder geworfen zu haben.

Johanna sah betroffen der schönen, kleinen Frau nach, die so befehlen konnte.

Dann preßte sie die heiße Stirn an das von der Nachtluft gekühlte Fensterglas. War ihre Stellung in dem Hause, das so idyllisch schön zwischen den bewaldeten Bergen lag, denn eine so abhängige, daß sie in freien Stunden nicht thun durfte, was sie wollte, daß man ihr zu schlafen befehlen konnte?

Sie löschte das Licht und legte sich angekleidet auf's Bett, bei dem leiseften Laut den Kopf erhebend und lauschend, ob der Mann noch nicht komme, der ihren Vater durch den Wald begleitete?

Der Tag dämmerte schon im ersten Morgenroth, als Gebell der Diana die Ankunft des Herrn verkündete. Johanna legte sich jetzt beruhigt nieder und schlief augenblicklich ein. —

Cornelia stürzte schluchzend dem Verlorengeliebten entgegen und überhäufte ihn abwechselnd mit Küffen und Vorwürfen — schmolte und — war wieder gut.

Daß sie so besorgt um ihn gewesen, war ihm leid, und doch, es war ja ein Beweis ihrer Liebe. Sicher that er ihr Unrecht, wenn Zweifel daran sich in ihm regen wollten. Sie war eben noch ein Kind, ein arg verwöhntes, nicht richtig erzogenes Kind, um das er mit treuester Liebe die schützenden, leitenden Arme zu legen hatte.

4.

Cornelia besuchte in den nächsten Tagen Frau Rath Becker. Sie hatte ihr noch zu danken für die Vermittlung der Außerer von Salen's Kinder. Daß sie eine gute Wahl getroffen, bestätigte jeder Tag aufs Neue, den Johanna den Kleinen widmete; mit Liebe und Verständnis übte sie die übernommenen Pflichten, so daß Cornelia sie sicherlich auch liebgewonnen, wenn jene kleine Scene in der ersten Nacht nicht stattgefunden hätte.

Sah sie auch nächsten Tags das etwas plumpe Landkind mit andern Augen an, so war doch ein gewisses Mißbehagen in ihr zurückgeblieben; dessenungeachtet konnte sie nicht umhin, die Vortheile anzuerkennen, die eine so besorgte und liebevolle Aufsicht über Klärchen und Paul ihr und ihnen brachte. Salen beobachtete nur in den beiden ersten Tagen das junge Mädchen etwas schärfer — dann war er so fest von dessen Vortrefflichkeit überzeugt, daß eine weitere Beobachtung ihm überflüssig, ja selbst kränkend erschien. Eines nur gefiel ihm nicht ganz an Johanna: sie war allzu bescheiden; so nahm sie das Anerbieten, am Herrschaftstische zu essen, durchaus nicht an. Der Ton, mit dem Cornelia ihr am ersten Abend geboten, zu schlafen, hatte ihr die untergeordnete Stellung, welche sie in den Augen der Herrin des Hauses einnahm, klar gemacht und das demüthige Kind von Waldau besaß eben auch seinen Stolz.

Die Scheidewand zwischen den beiden jungen Wesen hatte sich in dem einen Moment schroff auferichtet, und weder die Herrin noch die Dienende besaßen den Willen, sie zu umschreiten.

Cornelia verlangte den Wagen und fuhr zur Frau Rath; Salen sollte sie am Abend dort abholen und den Weg zu Fuß mit ihr zurücklegen. Er hatte zwar gerade an dem Tage außergewöhnlich viel zu thun und meinte — wie viel Freude es ihm auch gewähre, sie dort abzuholen, doch erst spät kommen zu können. „Das Geschäft geht immer allem Andern voran,“ sagte sie ärgerlich. „Ja, Salen hat eine wahre Arbeitsmanie... die wird er doch hoffentlich nicht nach H. mitnehmen. Wenn wir nur erst dort wären.“ Auch darüber wollte sie mit der Frau Rath sich aussprechen. Tante Lotte hatte ihr gesagt, daß sie stets weifen Rath bei der erfahrenen Frau finden werde; sie dürfe sich bei allen Vorkommnissen mit vollem Vertrauen an sie wenden. Es kam ihr so Manches ungelegen, zunächst die Ungewißheit wegen des November-Balles. An Salen's Härte, der ja sonst die Güte selbst, war seine maßlose Eifersucht schuld, und diese mußte geheilt werden. Aber wie? Sie wollte dies Kapitel bei der Frau Rath zur Sprache bringen.

Frau Rath war sehr erfreut über den Besuch ihrer schönen Nachbarin; sie befand sich in der besten Plauder- und Berathungsstimmung und durchschaute bald die Sachlage. Sie meinte, um die Eifersucht zu kuriren, sei Homöopathie die probateste Kur — die Frau Rath war eine passionirte Homöopathin — die Eifersucht lasse sich nur durch Eifersucht gründlich heilen, so behauptete sie; sie habe das auch an ihrem seligen Manne erprobt... er sei nach dieser Kur selbst dann nicht mehr eifersüchtig geworden, wenn er — sie wurde etwas verlegen — einige Ursache dazu gehabt hätte.

„Auf wen aber sollte ich hier in dieser Einöde eifersüchtig sein, oder vielmehr es scheinen?“ wandte Cornelia achselzuckend ein — und doch — mit Blitzesschnelle tauchte das schlanke Mädchen mit den strahlenden blauen Augen vor ihr auf und ihr weißes Gesicht wurde purpurroth.

„Nun,“ erwiderte die passionirte Homöopathin, „so ganz arm an hübschen Frauen und Mädchen ist unsere Einöde — jaft doch nicht. Sie haben ja im eigenen Hause eine ländliche Schönheit, da ließe sich die Kur leicht anknüpfen und — die, Einfalt vom Lande merkte nichts davon; für solche Feinheiten haben die Pflänzlein eines Pfarrhauses kein Verständnis — das gute Kind litte somit nicht darunter und Herr Salen käme zu der Einsicht, wie unbequem die Eifersucht ist.“

Cornelia seufzte und meinte, sie wolle sich die Kur doch erst noch überlegen; sie schien ihr etwas gewagt zu sein — allein das sagte sie nicht, und was sie auch noch zum Lobe der Homöopathie im Allgemeinen, wie in dem einzelnen Falle zu hören bekam, die innere Stimme, die sie vor solchem Experiment warnte, brachte es nicht zum Schweigen. Sie war recht froh, als Salen endlich kam, sie abzuholen; das Gespräch der Frau Rath verwirrte sie nur noch mehr und sie beschloß, über die vorgeschlagene Kur nicht weiter nachzudenken, sondern lieber offen Salen zu erklären, was sie wollte und thun werde. Der Heimweg bot die beste Gelegenheit dazu. Allein, wie es ihr immer erging, seine Nähe machte sie bekommen, so daß sie nicht den Muth hatte, ihre eiteln Wünsche laut werden zu lassen. Sein Blick beherrschte sie, und so kam die Sache wegen H. abermals nicht zur Sprache. Sie grübelte nachträglich mit sich selber dieserhalb, und mit ihm noch mehr. Das war ja wieder eine Verschleppung — es qualte sie von Tag zu Tag mehr. Ihre gesellschaftliche Stellung in H. stand auf dem Spiel — und erschien sie nicht auf dem November-Ball, so war ihr Thron als Ballkönigin gestürzt.

Cornelia fühlte sich unwohl, wurde bleich und sehr reizbar, weinte oft selbst ohne bestimmte Ursache und verlangte endlich nach Tante Lotte. So ungern Salen die zweifelhafte Erzieherin seiner Frau hier sah, konnte er ihr diesen Wunsch doch nicht versagen. Er selbst fing an, etwas besorgt um ihre Gesundheit zu werden. Sie schrieb an Tante Lotte einen langen Einladungsbrief, voll mystischer Andeutungen und geheimnißvoller Ausrufungs- und Fragezeichen und Gedankenstriche, nur daß sie krank — sehr, sehr nervös leidend sei, sprach sie deutlicher aus.

Dieser Brief brachte die Tante zu Thränen. Das arme Kind ging in dem einsamen Thale zu Grunde, da mußte die schnellste Hilfe geschafft werden. Sie ließ den Arzt rufen und berichtete dem immer zerstreuter werdenden Doctor eine lange

Leidensgeschichte von der einsamen jungen Frau, so daß dieser, um das Ende des sentimental und sehr verworrenen Klagebittes herbeizuführen, ihr rieth, die Kranke eben schnellstens nach H. zu bringen, um sie ärztlich behandeln zu können.

Das war es, was Tante Lotte gewünscht... sie hätte den charmannten Doctor für diese Verordnung aus Herz drücken mögen; doch sie behielt Selbstbeherrschung genug, ihm nur mit freudestrahelndem Gesicht zu danken.

Tante Lotte war noch keine Stunde im grünen Thale, als sie schon Salen bei Seite nahm, um ihm des Doctors Meinung, stark gefärbt, zu Gewissen zu führen. Daß Cornelia leidend aussah, war nicht zu leugnen, doch meinte Salen, sie werde wol auch hier wieder gesund. Damit aber kam er übel an. Tante Lotte machte ihm bittere Vorwürfe, daß er die junge Frau nicht längst nach H. unter ärztliche Behandlung und ihre Pflege gethan habe, fragte, ob er Cornelia wolle sterben sehen, und derlei Beängstigendes mehr. Salen überließ die Entscheidung Cornelia — sie schwankte... ihn verlassen, nein — und doch — blieb sie — wann kam sie dann nach H.? Ja, wenn er zugefagt, um was sie ihn gebeten — doch er schwieg hartnäckig über den Ball; er hatte für ihre Wünsche kein Gedächtniß. War es da nicht rathsam, jeder Tag längeren Verweilens hier sei Sünde, sie könne nicht schnell genug unter des guten Doctors Aufsicht kommen.

Cornelia entschied sich für H. Sie sah bei dem Ausspruch Salen nicht an, sonst hätte sie ihr Wort vielleicht zurückgenommen — es zuckte so schmerzlich in seinem schnell erbleichenden Gesicht, doch er erhob sich rasch, um alle Anordnungen zum Empfang seiner Frau in seinem Hause in H. zu treffen. Tante Lotte wollte bis zu Salen's Ankunft bei Cornelia wohnen, welche, wie er auch jetzt wiederholte, erst kurz vor Weihnachten stattfinden könne. Er wollte auch Cornelia selbst nach der Stadt bringen, sie möglichst oft besuchen. Nachdem er Cornelia verlassen, schritt er über den Hof, wo eben die Kinder unter Johanna's Aufsicht spielten. Was sollte mit ihnen werden, wenn Cornelia das Thal verließ? Diese Frage lag nahe. Er trat zu Johanna und fragte sie, ob sie seine Kinder nach der Stadt begleiten und dort bei ihnen bleiben wolle?

„Nach der Stadt?“ wiederholte sie, „gehen Sie denn jetzt schon nach H.“

„Meine Frau ist leidend, will den Arzt berathen.“

„Im Städtchen unten ist ja ein guter Arzt,“ fiel Johanna eifrig ein.

„Sie hat nur Vertrauen zu dem Arzt in H.“

„So — und da gehen Sie Alle jetzt schon in die Stadt?“

„Ich nicht; ich bleibe bis zum Winter hier.“

„So lassen Sie auch die Kinder hier.“

„Und Sie?“

„Nun, ich bleibe bei ihnen, versteht sich.“

Durste Salen das offene, unschuldvolle Anerbieten annehmen? Nimmermehr! Selbst dann nicht, wenn es die weltanerfahrenen Eltern Johanna's gebilligt hätten. Den Reinen ist ja Alles rein, und was mußten sie von dem Urtheil der Welt? Doch es ging nicht; der Ruf des schönen Mädchens hätte unschlagbar darunter gelitten.

„Die Kinder sollen bei der Mutter bleiben, und Sie mit ihnen in die Stadt gehen,“ sagte er nach kurzem Zögern.

„Ich will lieber mit Hanna hier bleiben,“ mischte sich Klärchen ein, die dem Gespräch gelauscht hatte.

„Du wirst gerne thun, was Dein Vater will, Kind! — Die Kinder wissen ja selbst noch nicht, was ihnen gut ist,“ ermahnte die junge Erzieherin.

„Was will die Kläre nicht?“ forschte neugierig der herzu springende Paul.

„Ich will nicht mit Mama in die Stadt gehen,“ erörtere Klärchen rasch.

„Ich auch nicht,“ bestätigte der Knabe energisch.

„Warum können wir denn nicht hier bleiben?“ fragte schüchtern Johanna.

„Weil — es eben nicht geht, Johanna,“ erklärte Salen etwas verlegen.

Eben kam eilends Herr Werner und bat den Fabrikherrn, schleunigst da und dorthin zu kommen. Schnell küßte der junge Mann Klärchen und Paul und sein Auge hing besorgt an ihre schöne, junge Aufseherin; dann folgte er seinem Herrn.

Tante Lotte hatte vom Fenster aus Alles beobachtet: die schöne „Kinderjungfer“ fiel ihr plötzlich unangenehm auf. Sie rief Cornelia herzu, zeigte auf Johanna und sagte:

„Wie konntest Du ein so schönes, junges Mädchen für die Kinder engagiren?“

„Salen that's,“ erwiderte sie schnell.

„Salen? — So, überläßt man dem Manne ein solches Geschäft?“

„Frau Rath empfahl die Pfarrerstochter.“

„Sie? — Seltam. Willst Du denn dieses Mädchen mit nach H. nehmen?“

„Ich denke, ja — sie sorgt vortrefflich für Paul und Klärchen.“

„O Du liebe Unschuld, Du! Die würde in H. wenig Acht auf die Kinder haben. Stelle Dir doch vor, das schöne, naive Landkind und — die Studentin! Nein, das geht absolut nicht — die mag in das Pfarrhaus zurückkehren, wo sie besser geblieben wäre.“

„Aber Salen?“ bemerkte Cornelia.

„Das überlasse mir. Ich werde ihm begreiflich machen, daß eine so schöne Dienerin in H. nicht praktisch ist, und daß weder er noch Du die Verantwortung für unausbleibliche Vorkommnisse übernehmen können.“

„In H.“ meinte Tante Lotte, „wäre leicht die passende Person für die Kinder zu finden.“ Bei Tisch erörtere sie den Gegenstand nochmals in ihrer weiterschweifigen Weise. Salen hörte still zu und als sie zu Ende gekommen, gab er ihr darin Recht, daß dieses Mädchen, vor der Hand wenigstens, nicht nach H. taugte.

Hiermit glaubte Tante Lotte die Sache mit seiner Diplomatie zum Abschluß gebracht zu haben und fing eiligst an, die Reisekoffer zu packen. Wie freute sie sich, mit der schönen Nichte morgen in H. einzutreffen.

Salen sandte noch in derselben Stunde einen reitenden Boten nach Waldau mit einem Briefe, dessen Beantwortung derselbe sogleich mit zurückbringen sollte, und nachdem er sie

gelesen, hatte er noch eine kurze Unterredung mit Cornelia, nach welcher sie, mit Thränen in den Augen und ganz außer sich, zu Tante Lotte eilte und dort erschöpft auf einen Stuhl neben dem großen Reisekoffer nieder sank.

„Was hast Du?“ fragte die Tante stummend, mit Paden innehaltend.

Cornelia stöhnte: „Unglücklich bin ich! Er liebt mich nicht — nein, er liebt mich nicht!“

„Wer — Salen? Bist Du bei Sinnen? Ich sah noch nie einen verliebteren Ehemann als ihn.“

„O nein — nein, dem ist nicht so! Denke Dir nur, er gibt mir die Kinder nicht mit in die Stadt.“

Tante Lotte sah einen Augenblick wie ein steinern Bild am Wege aus, dann entfiel der Schmuck, den sie eben in den Koffer hatte legen wollen, ihrer Hand und sie stammelte: „Was — uns die Kinder nicht mitgeben — sie hier behalten — mit dieser — dieser Pfarrerstochter?“

„Das nicht, Tante, einer solchen Unschicklichkeit ist Salen nicht fähig. Nein, nach Waldau in das Pfarrhaus will er die Kinder mit Johanna schicken — morgen, noch ehe wir abreisen.“

„So, so — nun, darüber brauchst Du Dich doch nicht so zu alteriren. Wir sagen, daß die Kinder der Landluft bedürften und bis zum Herbst in einer Pfarrersfamilie bleiben, ganz in des Vaters Nähe. Darin wird Niemand etwas finden, und Du bist mancher Sorge noch für eine Weile enthoben und kannst ganz der Pflege Deiner Gesundheit und Deinem Vergnügen leben.“

„Nein, das hätte ich doch nicht gedacht!“ klagte Cornelia, als wenn sie ganz überhört, was die Tante eben geredet.

„Ei, Klärchen, Du wirst Dir doch dadurch die Freude, H. wiederzusehen, nicht trüben lassen?“ ermunterte diese.

„Aber Salen wird die Kinder häufig in Waldau besuchen,“ meinte Cornelia.

„Ich glaube gar, Eifersucht spukt in Dir!“ sagte Tante Lotte lachend, „darüber magst Du ruhig sein. So eine Pfarre mit ihrer Unschuld und Gottesfurcht ist gegen jede etwaige Verführung gefeit. Diese Leute gehören noch ganz dem frommen Glauben an, denn in diese Berge und Wälder ist auch noch nicht ein Hauch von moderner Aufklärung gedrungen.“

Cornelia schien übrigens dieser Auseinandersetzung nicht gelauscht zu haben, denn sie erwiderte mit einem Seufzer:

„Salen wird noch Vieles mehr in H. nicht machen wollen, wie ich es wünsche!“

„Gehe, Kind, er ist ja so verliebt in Dich,“ tröstete Tante Lotte, „und eine nur etwas geschiedte Frau kann mit einem verliebten Ehemann Alles anfangen.“

„Aber Tante — Salen kann ein solch ernstes Gesicht machen — dem Gesicht gegenüber fühle ich mich schwach — beängstigt selbst.“

„Das mußst Du Dir eben abgewöhnen, Goldkind! Unter einem sanften Pantoffelregiment sind ja die Mäner — wie alle erfahrenen Frauen versichern, am glücklichsten — also —“

„Die Kinder hätte er mir mitgeben müssen.“

„Eigentlich — ja, hätte sich das gehört. Was aber thun, wenn er aber eben nicht will? Zudem hast Du Dich ja hier auch nicht viel um sie bekümmert.“

„Das trägt er mir nach, und mit Recht!“

„Wie albetn, Cornelia! — Sie waren ja von dem blonden Pfarrerstochterlein bestens besorgt.“

„Das ist's eben, Tante!“

„Du wirst wunderbar, Kind! Das einsame Leben bedrückt Deinen Geist, alterirt Deine Nerven. In H. wird das Alles wieder anders werden. Wir wollen Dein Haus recht pompös einrichten, Du sollst als Frau Salen noch mehr glänzen, als früher im Hause Deines gelehrten Vaters, der in Büchern so viel verschwendet und sich immermehr darin begräbt.“

Morgens in aller Frühe, noch ehe Cornelia das Bett verlassen — sie war ja so leidend — hob Salen seine Kinder in den Wagen zu Johanna, die feuchten Augen um sich blickte, als suche sie noch etwas.

Salen gab ihr die Hand und sah dabei seine Kinder an. Sie nickte lächelnd und sagte:

„Ich lasse kein Auge von ihnen. Ich habe sie lieb, Herr Salen!“

Der Wagen fuhr rasch fort; er mußte zu Mittag wieder zurück sein, um die Herrschaft nach der Eisenbahn zu bringen.

Salen hatte auch so viel anzudenken, daß er keine Zeit mehr für Cornelia fand — sie auch nicht finden wollte. — Daß sie ihn verlassen, nach H. mit Tante Lotte gehen konnte, that ihm so unsagbar wehe, daß er es mied, ihrem Blick zu begegnen. Sie sollte ihn nicht schwach sehen. Sie glaubte, ihre Gesundheit erfordere das Opfer... er brachte es, und wollte es ruhig bringen, wenigstens ruhig dabei scheinen. Sie hielt das für Gleichgültigkeit.

Bei einer Biegung des Weges, schon ziemlich von der Fabrik entfernt, stand Werner, um Johanna und den Kindern Adieu zu sagen.

Der Kutscher hielt sogleich an, als er den jungen Mann, den Alle lieb hatten, sah, und lächelte recht schlau dabei. Es war ja Jedem ersichtlich, wie gut die schöne Pfarrerstochter Herrn Werner gefiel, aber auch, daß sie sich wenig darum kümmerte und nur Augen für ihre kleinen Zöglinge zu haben schien. Die Kinder umhalkten lebhaft Herrn Werner, der auf den Wagentritt sprang, sie zum Abschied zu küffen.

„Dacht' ich es doch,“ sagte Johanna freundlich, „daß Sie nicht, ohne Abschied zu nehmen, die Kinder nach Waldau ziehen lassen würden.“

„Und Sie — Sie, Fräulein Johanna?“ fragte er mit einem warmen Blick den ihren suchend.

„Nun mich auch nicht, versteht sich,“ erwiderte sie umfassen und gab ihm die Hand.

Er glaubte einen leisen Druck ihrer schlanken Finger zu fühlen und leuchtenden Auges rief er dem davon fahrenden Wagen nach: „Auf Wiedersehen, Johanna! Ich komme bald nach Waldau!“

Die Kinder jubelten laut zurück und Johanna nickte einverstand dem stillen Verehrer zu.

(Schluß folgt.)

## Zwei Sonette.

Von G. M.

Bodensee.



Als ich nach Binda kam auf raschen Wegen,  
Da rauscht' es um mich wie von hohen Wogen;  
Nicht war's der See, der lag in stillem Bogen,  
Die Schönheit selber rauschte mir entgegen.

Sie glänzte hell auf all den Wasserwegen,  
Vom Schnee der Berge kam sie hergezogen,  
Im Strom der Luft hab' ich sie eingelogen,  
Ich athmete in ihrem reichsten Segen.

Wie viele Quellen mußten hier sich finden  
Zu dieses Beckens wunderbarer Füllung,  
Um das die Alpen weiße Rosen winden!

So reißt nur langsam, was uns soll entzünden,  
Was uns erscheint am Tage der Enthüllung,  
Als wär's ein Werk von trunken Augenblitzen.



Norderney.

Du hast ganz Recht, einsörmig ist der Strand  
Nur wenig Schiffe fahren auf den Wellen,  
Und will der Himmel lange sich nicht hellen,  
So fragt man wol: warum hier festgebannt?

Wenn aber fern an Horizontes Rand  
Die Sonne sinkt, und ihres Lichtes Quellen  
Sich voll ergießen auf das Reich der Wellen,  
Sodas das Meer erglüht in hellem Brand;

Wenn sich der Sturm erhebt mit mächtigem Flügel,  
Die dunkle Brandung aufwühlt bis zum Grunde,  
Dass wild sie schlägt der Dänen bleiche Hügel:

Dann war das lange Harren nicht vergebens,  
Und es entschädigt eine kurze Stunde  
Für ganze Strecken eines öden Lebens.

## Bianca Cappello.

Von Karl Frenzel.

(Schluß.)

Die nächsten Jahre nach dieser Begebenheit verfloßen Bianca in ungetrübtem Glück; sah sie sich auch noch nicht am Ziel ihrer Wünsche, als Großherzogin Toscana's, so war doch ihre Stellung gegenüber der früheren, welche sie als die von der Republik Venedig geächtete, von ihrer Familie verfolgte Gattin Bonaventuri's eingenommen hatte, eine sichere und hervorragende. Mit dem Makel, der an ihr haftete, nahm es jene Zeit nicht genau. Ihr Vater, die venetianische Regierung suchten Anknüpfungspunkte mit ihr: sie erschien als die geeignetste Vermittlerin in allen politischen und Handelsfragen zwischen ihrer Vaterstadt und dem Herzoge von Toscana. Nach dem Ableben Cosimo's I. hatte Francesco im Jahre 1574 den herzoglichen Stuhl bestiegen und seine Geliebte einen entscheidenden Antheil an den Staatsgeschäften gewonnen. Auch hier hatte sich Francesco seiner Wahl nur zu loben, klug und sein wußte Bianca überall zu vermitteln und auszugleichen. Zumeist in der Familie der Medici selbst. Mit seinen Brüdern, dem Cardinal Ferdinando und Don Pietro, lebte der Großherzog in Zwist und Haber. Es war Bianca's eifrigstes Bestreben, die Eintracht zwischen den Brüdern herzustellen. Wie sie mit dem Cardinal Fernando in einem fast freundschaftlichen Verhältnis stand, verknüpfte sie mit der Schwester des Großherzogs die Gemeinschaft der Ansichten und ein inniger Verkehr, dem es sogar an einer gewissen Zärtlichkeit nicht gebrach. Isabella de' Medici war nicht glücklich in ihrer Ehe; ihrem Gemahl, dem Fürsten Paolo Giordano Orsini von Bracciano, abhold, hing sie einer romantischen Neigung zu ihrem jungen Verwandten Troilo Orsini nach — eine Neigung, die sie in Schuld verstricken und ihr einen tragischen Tod durch die Hand ihres Gatten bereiten sollte. Es ist nicht mehr zu entscheiden, ob Bianca die Liebe Isabellens begünstigt hat — aber es ist klar, daß beide Frauen in ihrem Geschick etwas Gleichartiges fanden und sich an einander angeschlossen: beide große, von den Dichtern besungene Schönheiten, mannigfach begabt, voll Wiß und Anmuth, in der Gesellschaft zu glänzen und zugleich den Einzelnen zu fesseln, ohne Eifersucht und Nebenbuhlerschaft, da jede von ihnen den Mann ihres Herzens errungen hatte. Den einzigen schwarzen Punkt in Bianca's damaligem nach Innen wie nach Außen reichem Leben bildete die unveröhnliche Feindschaft der Großherzogin. Auch nachdem sie ihm einen Sohn geboren, hatte sich das Verhältnis Johanna's zu Francesco nicht gebessert. Ihr war es nicht möglich, sich in seine Neigungen und Liebhabereien zu schicken, er seinerseits that nichts, sich ihr zu nähern. Mit Unrecht sah die Fürstin in Bianca das einzige Hinderniß, zu einem Verständnis mit ihrem Gatten zu kommen: der Grund seiner Abneigung wurzelte in der Verschiedenheit ihrer Gemüthsart. So heftig aber loderte ihr Zorn gegen Bianca auf, daß sie dieselbe, als sie einmal mit ihr auf der Trinitätsbrücke zusammentraf, von ihren Begleitern in den Arno werfen lassen wollte: nur der Graf Castelli, der mit ihr war, verhinderte durch den Vorwurf, daß dieser Gedanke ihr vom Teufel eingegeben wäre, die Gewaltthat. Der körperliche Zustand Johanna's verhielt ihr kein lauges Leben, und ihre düstere Stimmung, die Unruhe und Qual der Eifersucht beförderten die Wirkung ihrer physischen Leiden. Der Umstand, daß sie eines Tages dem Wagen ihres Gemahls begegnete, der mit Bianca nach der Villa hinausfuhr, soll ihr Ende beschleunigt haben.

Am 11. April 1578 war Johanna gestorben, am 5. Juni vermählte sich der Großherzog seinem Versprechen gemäß im Geheimen mit Bianca Cappello. Vergebens hatte sein Beicht-

vater Giovanni Confetti, dem er sich in dieser Angelegenheit anvertraute, Einspruch dagegen erhoben: die Liebe war stärker, als theologische Scrupel. Wie die übrigen hervorpringenden Punkte in der Geschichte Bianca's, so ist auch dieser nachher von der Sage ausgeschmückt worden. Von ihrem Fenster aus soll Bianca dem Trauerzuge der Großherzogin zugehört und der Großherzog, der dem Sarge folgte, lächelnd zu ihr hinaufgewinkt und sie begrüßt haben. Auch hätte er nachher, unter dem Druck von Confetti's Einwänden, lange geschwankt, ob er ihr seine Zusage erfüllen sollte, und wäre nach Pistoja und der Insel Elba gegangen, um Bianca auszuweichen, schließlich aber hätte sie ihn doch durch Zaubermittel zu ihrem Willen umgestimmt. Eine Krankheit zwingt ihn, im Bett zu bleiben, plötzlich tritt sie in sein Zimmer und überreicht ihm ein Ei, mit der Bitte, es zu verzehren, augenblicklich würde sich sein Zustand bessern. Francesco ist von dem Ei und fühlt sich wohler; an demselben Abend werden Beide von einem Mönch, den Bianca gewonnen, getraut. Noch eine geraume Frist indeß änderte sich in Bianca's Stellung nichts; unter dem Titel der Gouvernante der Prinzessinnen, der drei Töchter, die Johanna geboren, zog sie in den herzoglichen Palaß. Um die Heirath wußten nur die Wenigsten; der Cardinal Ferdinando, dem das Geheimniß von Francesco selbst mitgetheilt wurde, nahm die Sache nicht ernsthaft, in dem Glauben, daß Bianca wol die Frau seines Bruders, aber niemals die Großherzogin von Toscana sein würde. Aber gerade dies war das glänzende Ziel, nach dem Bianca getrachtet, dem scheinbar unerreichbaren war sie mit unerschütterlicher Beharrlichkeit entgegengetritten. Die Krone der Herzogin allein konnte der vollgiltige Preis ihrer Mühen und Liden sein, nur sie belohnte würdig die schönste und klügste Frau. Francesco dachte in dieser Hinsicht wie sie; er wollte vor der Welt nicht eine niedrige, seinem Stande unangemessene Heirath geschlossen haben, seine Gemahlin sollte ihm ebenbürtig sein. Der Schritt, zu dem er sich entschloß, beweist vielleicht besser, als alles Andere, seine leidenschaftliche Zärtlichkeit für Bianca: er erbat von der Republik Venedig für sie den Namen einer Tochter Venedigs. Dieser Titel verlieh nicht nur fürstlichen Rang; als Tochter des mächtigsten noch freien Staates der Halbinsel hatte die Dame, die ihn führte, den Vortritt vor allen andern italienischen Fürstinnen. Ihrer Zeit hatte die Republik so Catarina Cornaro, als sie den König von Cypern heirathete, mit dem Namen einer Tochter Venedigs geehrt.

War den Venetianern schon die innige Verbindung zwischen dem Prinzen und Bianca erwünscht gewesen, so erregte die Kunde der Vermählung des Großherzogs mit ihr, die im Frühling des Jahres 1579 bekannt wurde, die allgemeinste Freude. Ganz Venedig nahm an der Ehre Theil, die einer Venetianerin widerfahren. Das Urtheil, das sie einst verbannt und geächtet hatte, war längst vergessen. Im Triumph ward der florentinische Gesandte Mario Sforza, der mit Briefen des Herzogs und Bianca's an die Signoria nach Venedig kam, von Chioggia aus durch die Kanäle in festlich geschmückter Gondel nach dem Palaß des alten Bartolommeo Cappello geleitet. Am 15. Juli hatte er eine Audienz vor dem Dogen und seinem Rath, schon am 17. erhob ein Beschluß des Senats Bianca zur Tochter der Republik — „eine Dame, die aus einer unserer vornehmsten Geschlechter abstammt und im Besitz von Eigenschaften ist, die sie einem großen Fürsten liebenswürdig und seinem Volke schätzbar machen“. Zwei Senatoren, Giovanni Micheli und Antonio Tiepolo, wurden nach Florenz abgeandt, um sie feierlich mit der herzoglichen Krone zu krönen. Dieser Tag, der 12. October 1579, ist der glorreichste in Bianca's Leben gewesen; aus einer dunklen Lirer, in die sie das Geschick und ihre Schuld gestürzt, erhob sie dieser Tag zu der Höhe des Glücks und des Ruhmes. In Gegenwart des ganzen florentinischen Adels, aller Magistratspersonen der Stadt, der fremden Gesandten — nur der kaiserliche hielt sich fern — und einer zahllosen Menge von Fremden, die zusammengeströmt waren, das prächtige Schauspiel zu sehen, ward Bianca gekrönt, als Großherzogin ausgerufen und empfing die Huldigung aller Anwesenden. Ihr Oheim Grimani, der Patriarch von Aquileja, segnete sie und den Großherzog, darauf setzte ihr Micheli als einer Tochter von San Marco eine herzogliche Krone auf das Haupt. Eines ähnlichen Festes erinnerte man sich in Florenz nicht, niemals aber hatte auch Florenz bisher an so hervorragender Stelle eine so große Schönheit und eine so unvergleichliche Anmuth gesehen. Freilich, und das ist die Rehrseite der Medaille, soll diese Ceremonie mit allen Vorbereitungen und den Geschenken, die sich daran schlossen, dem Lande 300,000 Dukaten gekostet haben.

Von dem Wirken Bianca's als Herzogin ist im politischen Sinne nichts zu melden, was unserer Erinnerung werth wäre. Diese kleinen Staaten Italiens, Toscana, Ferrara, Mantua, führten nur ein Schattenleben und waren nur dem Scheine nach von der spanischen Macht unabhängig, die allgewaltig ihre Vizekönige nach Mailand und Neapel sandte, der Sicilien unterthan und Savoyen befreundet war. Glänzender als in der Politik gestaltete sich die Hofhaltung. Florenz ist immer eine Stadt der Maler und Architekten, der Dichter und Gelehrten gewesen, die Medici sind ihre geborenen Gönner. Die Malerfamilie der Allori malte für Bianca, Torquato Tasso hat sie in lieblichen Gedichten besungen. Neben der Beschäftigung mit den schönen Künsten kam damals die Neigung für physikalische Versuche, die Vorliebe für die Naturwissenschaften auf. Nach dem Reich der Kunst sollte das Reich der Natur erobert werden, an die Stelle der Dichtung die Wirklichkeit treten. Der Großherzog war ein eifriger Förderer dieser Studien. In seinem prächtigem Hause, nahe bei dem Dominikanerkloster von San Marco, hatte er sich ein Atelier und ein Laboratorium eingerichtet, verschiedene Meister und Gelehrte arbeiteten darin mit ihm. Bianca theilte seine Liebhabereien; der schlimme Ruf, in den sie als Zauberin, die gefährliche Tränke, Gifte und Schönheitsmittel zu bereiten verstände, bei dem Volke der Stadt gerathen war, wird sich zum Theil von diesen Experimenten herschreiben. Mit fürstlichem Anstand wußte sie bei feierlichen Gelegenheiten ihre Rolle zu spielen, ihr liebenswürdiges Betragen erhöhte noch ihre Schönheit.

Michel Montaigne, der berühmte Philosoph, hat sie während seines Aufenthalts in Florenz öfters bei ihrem Mittagsmahl gesehen — von der Galerie des Saales aus, die ausgezeichneten Fremden geöffnet wurde. „Die Großherzogin nahm

den Ehrenplatz ein, neben ihr saß ihr Gemahl — an der anderen Seite der Tafel der Cardinal Ferdinando, eher eine kriegerische als eine kirchliche Erscheinung, mit edeln Zügen, aber von hartem Ausdruck. Die Großherzogin ist eine Schönheit nach italienischem Geschmack, die Züge angenehm, aber gebieterisch, mit voller Büste. Ihr Ausdruck zeigt, daß sie sich bewußt ist, diesen Fürsten unterjocht zu haben und ihn auf lange zu beherrschen denkt. Der Großherzog ist von gebräunter Gesichtsfarbe; Miene und Haltung drücken Courtoisie aus, unbedeckten Hauptes geht er durch die Reihen seiner Hofleute. Man bringt dem Großherzog und seiner Gemahlin zu trinken in einem Becken, in welchem ein mit Wein gefülltes Glas neben einem mit Wasser gefüllten Glaskruge steht; sie gießen nun so viel Wein weg und Wasser hinein, als ihnen behagt; er viel, sie fast nichts, und stellen, nachdem sie getrunken, das Glas wieder ins Becken, welches der Mundschenk hält.“

Zu den hervorragendsten Eigenschaften Bianca's müssen die Treue und Anhänglichkeit, die sie ihrem Gemahl bewies, und der Eifer und die Sanftmuth gerechnet werden, mit denen sie ein gutes, freundschaftliches Verhältnis zwischen ihm und dem Cardinal aufrecht zu erhalten sich bemühte. Eine Sache von großer Schwierigkeit, denn Francesco blickte mit Eifersucht und Mißgunst auf den Cardinal, als den Erben seines Throns, da ihm der Sohn, den ihm Johanna von Oesterreich geboren hatte, schon im Kindesalter durch den Tod entrispen ward, und der Cardinal war in beständiger Sorge, daß Bianca dem Herzog noch einen Knaben und Thronerben schenken könnte. Zu der Vermählung Francesco's mit Bianca hatte er Glück gewünscht; weniger gelassen ertrug er es, daß sie zur Herzogin gekrönt wurde. Ein echter Florentiner, fühlte er sich mit der ganzen Bürgerchaft durch den Einfluß und das Ansehen beleidigt, welche die venetianischen Verwandten Bianca's, an ihrer Spitze ihr Bruder Vittorio, im Palaß und in der Stadt erlangten. Ob Bianca im Geheimen, wie ihre Feinde behaupteten, bei ihrem Gemahl Hänke gegen ihn spannte, entzieht sich unserer Kenntniß, äußerlich hielt sie an einem guten Einvernehmen mit dem Cardinal fest. Ihre Briefe an ihn sind aufbewahrt; sie offenbaren ein fast rückhaltloses Vertrauen, in alle Einzelheiten ihres Lebens und ihres Gesundheitszustandes weist sie ihn ein. Unzweifelhaft haben ihr Entgegenkommen, die Verehrung, die sie ihm erwies, gleichviel, ob sie wahr oder erheuchelt war, ihre Wirkung auf den Cardinal zuletzt nicht verfehlt; seine Geldverlegenheiten, die sie klug und gewandt zu ihrem Vortheil zu wenden mußte, thaten das Uebrige. Eine Veröhnung der beiden Brüder fand im Frühjahr 1587 statt. Um sie zu bekräftigen und durch mündliche Verhandlung alle noch bestehenden Mißverständnisse zu beseitigen, kam der Cardinal im September jenes Jahres nach Toscana. Francesco und Bianca weilten seit dem 15. September auf ihrer Villa Poggio a Cajano, die Herbstfreuden in Wald und Feld zu genießen, wie sie Beide denn immer den Aufenthalt auf dem Lande, in ihren prächtig eingerichteten Villen, dem in der Stadt vorgezogen haben. Der Cardinal langte am 25. September auf der Villa an: sie liegt am Ombrone, inmitten schattiger und damals wildreicher Waldungen, zwischen Wiesen und Feldern. Nun wechselten Wanderungen, Spazierritte in die Umgegend mit Jagden und Festen; die Bauern und Pächter führten lustige Spiele und Tänze auf, Alles war Heiterkeit und Sonnenschein, bis ein plötzlich eintretendes tragisches Ereigniß die Stimmung der Menschen und den Anblick der Welt verdunkelte. Am 6. October, während einer Jagd auf Dammwild, bei drückend schwüler Luft in der wasserreichen Ebene erlitt sich der Großherzog, am 8. October hatte ihn das Fieber, dessen ersten Anfall er nicht beachtet, auf das Krankenlager geworfen. Aus dem leichten Fieber ward ein tödtliches, am 19. October war er eine Leiche. Er stand im siebenundvierzigsten Jahre; sterbend hatte er dem Cardinal die Pläne der toscaniischen Festungen übergeben und ihm Bianca empfohlen. Er wußte nicht, daß sie ebenfalls im Sterben lag. Zwei Tage nach der Erkrankung ihres Gemahls hatte das Sumpffieber auch sie ergriffen, weniger heftig, als ihn, aber die Gesundheit Bianca's war tief erschüttert, zum Theil durch die Arzneien und Geheimmittel, an die sie sich gewöhnt. Die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls, die man ihr umsonst zu verbergen suchte, führte den tödtlichen Ausgang ihrer Krankheit herbei. Neunzehn Stunden nach dem Tode Francesco's, am 20. October 1587, starb sie — es war eingetroffen, was sie einmal gesagt: sie werde ihren Gemahl nur um Stunden überleben; sie war zweiundvierzig Jahre alt geworden. Mit ihrem Tode war auch ihr Zauber dahin; die Leiche Francesco's ward in der Grabkapelle der Medici in der Kirche San Lorenzo beigesetzt; die ihrige ward in der allgemeinen Gruft der Kirche bestattet, wo ihre Spur alsbald verloren ging. Weder an Haus noch Kirche, an Palaß oder Villa in Florenz ist ihr Wappen mehr sichtbar, bis auf ihre Bilder und ein seltsam unheimliches Andenken ist Alles von ihr ausgerottet. Der venetianische Senat gestattete ihrer Familie nicht einmal, ein Todtenamt für sie zu feiern, daß der „Tochter der Republik“ würdig gewesen wäre.

Aber ein solches Schicksal konnte nicht eintreffen, ohne daß sich bei der Stimmung der Zeit nicht der Argwohn eines Mordes erhoben hätte. Wieder einmal hatte das verleumdete Gerücht hundert Stimmen und die Wahrheit nur eine. Bald wurde behauptet, Ferdinando habe aus Herrschsucht den Bruder und die Schwägerin vergiftet; bald, Bianca oder ihr Bruder Vittorio habe einen Mordanschlag gegen den Cardinal vorbereitet, durch einen Zufall aber sei, wie bei dem Gastmahl der Borgias, das Gift nicht dem auserkorenen Opfer, sondern der Anstifterin gereicht worden. Längst ist die Falschheit dieser Sagen nachgewiesen. Aber es liegt in der menschlichen Natur, einem so abenteuerlichen, merkwürdigen Leben, wie es Bianca geführt, einen anderen Tod, als den gemeinen, der uns Alle trifft, anzudichten und in dem Ausgang das Werk einer ewigen Gerechtigkeit, der Nemesis, schweigend zu verehren. Mehr durch die Wandlungen ihres Geschicks, als durch die Fülle ihres Talents oder die Größe ihres Charakters hat Bianca Cappello einen unsterblichen Namen erlangt — in Wirklichkeit weniger bedeutend und weniger schuldig, als die Dichtung im Guten wie im Schlimmen sie schildert, ist sie ein Kind ihrer Zeit, mit starkem Willen, sich voll und reich anzuleben, von seltenem Glück begünstigt, auf der Höhe der Macht, noch im Glanz



Königstein

Schnenberg Quirl

Pfaffenstein

Littenstein

Gohrischstein Epschstein

Die beiden Zschirnsteine

Rosenberg Heudank Zirkelstein Kaiserkrone

Gr. Mühlberg

Gr. Mühlberg

Schwarzenstein

Ostfelsensteine

FERNSICHT VON DER BASTEI.

Gasthaus auf dem gr. Winterberge

Preibschthor

Bastei-Felsen

Kuhstall

REICHE UND ARME REISENDE.

1876

W. W. BRENDANOWICZ

ihrer Schönheit durch einen schnellen Tod hinweggerafft, eine der eigenthümlichsten Erscheinungen der italienischen Renaissance — wie alle Frauen jener Epoche gleichsam geschaffen, um Dichtern und Malern einen immer willkommenen, uner-schöpflichen Stoff darzubieten.

### Wiener Toilettenstudien.

#### I. Im Prater.

Ein blauer Himmel und goldener Sonnenschein lockt die tauendköpfige Menge der Wiener in's Freie; den dichtgefüllten Tramwaywaggons entweichend, ergießt sie sich in hellen Haufen über die Praterauen. — Je mehr die Julisonne gegen Westen sich neigt, je längere Schatten die herrlichen Baumgruppen über die menschenbelebten Wiesenplateaux werfen, desto dichter wird die Menge, die in buntem Sonntagsstaat, hier die Alleen auf- und abwogt, dort in naiver Behaglichkeit sich auf dem schwellenden Rasen lagert oder die Plätze an den Kaffeehäusern und Restaurationen bis auf den letzten wackelnden Schemel füllt, welchen ein dienstbeflissener Kellnerjunge zur Befriedigung des lektangekommenen Gastes aus irgend einem Versteck hervorzuholen den ingeniosen Einfall hatte.

Während die echte Wienerin, die „Dame“ nämlich, auf der Promenade im Volksgarten, Stadtpark, auf der Ringstraße, wo wir die Toiletten demnach mustern wollen, selten anders als im einfachen, meist graziosen Costume erscheint, liebt die behäbige Meisterin „vom Grund“ in lebhaften Farben zu prunken, ihre gegen alle Modegesetze banstige Robe mit farbigem Aufputz zu schmücken, und während ihre Tunique auf steifem Futter sich bläht, ihr weißgewaschenes Sacktuch zur Schen zu tragen. Grün, Roth, Violett, in tiefen satten Tönen sind ihre Lieblingsfarben, Stoffe mit handbreiten Streifen oder mächtigen Carreaux ihr „Gusto“, breite Spitzen, Rüschen, Volants, steife „Maschen“ an gewagter Stelle ihr „Aufputz“.

Ein großer „Bergsteiger“ dient als Sonnenschirm, ein buntgesticktes Umhängetuch ist vorzorglich über den Arm gehängt, welchen ein breites goldenes Bracelet oberhalb des etwas zu kurzen, wachledernen Handschuhs knapp umschließt. Ein Hut von gelbem Strohgeflecht, mit einigen ungefügigen Straußenfedern garnirt, zeigt am innern Rand ein Bouquet von hochrothem Mohr. Grünes Gras und gelbe Lehren vervollständigen das Bouquet. Den umgelegten weißen Leinwandkragen schließt vorn eine mächtige Broche mit photographischem Porträt des Gatten der Trägerin, der im lichten Sommeranzug, behaglich seine Cigarre rauchend, nebenher schreibt, die dicke Goldkette auffällig über das waschbare Gilet gelegt. An dem stattlichen Paar, das von den Klängen der Militärmusik angelockt, beim Kaffeehaus Platz nimmt, wandert eine aus Mann, Frau und Kindern bestehende Familie — kleine Gewerksleute aus der Vorstadt — vorüber. Die Frau trägt ihr gutes, schwarzseidenes Brautkleid, mit glattem un-garnirtem, faltenreichem Rock, den sie beileibe nicht „in Zwickel“ schneidet, damit sie, wenn es einmal nöthig wird, mit einem „Blatt aus der Weite“ den — für alle Fälle — „in Zug“ geschnittenen „Leib“ erneuern kann. Eine Mantille von etwas verführter Façon deckt die nicht eben graziose Taille und verhilft auch zum Theil eine stark aufgeblähte Handtasche. Ein Strohhut mit schwarzem Kinnband umschließt den glatt frisirten „Scheitel“. Für einen Sonnenschirm bleibt ihr, seit neben ihr trippelnde Sprößlinge ihre Finger festhalten, keine Hand zur Verfügung, dafür trägt der Mann einen großen Familien-Regenschirm und wenn das kleinste müde wird, nimmt er's auf den Arm. Wacker voran trottet der „Bua“ in festem Steirerhosium. Ein graues Beinkleid, eine dicke Lodenjacke mit grünem Vorstoß und braunen Gemshornknöpfen, frisch aus der Schneiderwerkstatt, beweisen, daß man auf den Buben „was hält“ und „spendirt“. „S“ Nadel“ dagegen verbannt ihren Sonntagsstaat dem mütterlichen, häuslichen Fleiß. Das Rosa-Peralkleid ist etwas zu lang gerathen, — zum Aus-waschen berechnet, so daß die weißen Pantalons, die ihrer-seits die rothgestreiften Strümpfe bedeu, nur wenig „vor-schau'n“. Ein oftgeputzter, breitkrämpiger Strohhut ist mit schwefelgelbem — frisch aufgefärbtem — Band und einer Blume aus Steifüll, Draht und Flittern garnirt. Hinten herab hängen die flachgelben Zöpfe. — Die Familie lagert im Grünen, auf der Wiese, der „Boater“ holt zwei „Krügel“ frisch Lagerbier, während die „Mutter“ die Victualien aus-packt, welche die geräumige Handtasche geborgen.

Nebenher schreitet gravitätisch, ihrer Würde sich bewußt, die Köchin aus gutem Hause. Sie hat heute „ihren Aus-gang“, ist in vollem Sonntagsstaat. Zum Sonntagsstaat einer soliden Wiener Köchin gehört vor Allem der — Kor-poral. An jener Stelle, die an Wochentagen profaisch der Marktkorb einnimmt, hängt an Festtagen im Prater befehlend der — Tapsere, dessen Beziehungen zur Herrscherin der Küchen-regionen meist minder zarte als — nahrhafte sind.

Warum der verdienstvolle Dr. Fischhof, welcher mit seinen Enthüllungen über die mangelhafte Ernährung der Armee so großes und gerechtes Aufsehen erregte, die süßen Beziehungen der Söhne des Mars zur — oder von der — Wiener Köchin nach so werthvollen statistischen Daten nicht in seine Berech-nung gezogen, kann ich mir nur dadurch erklären, daß der Statistiker den Begnern den widerlegenden Hauptbeweis nicht entziehen wollte.

Die Toilette der Wiener Köchin ist stets eine feste, so-lide. Gewöhnt an die Temperatur, welche active Brat-röhren ausströmen, verschmägt sie alle unsoliden Dünnstoffe und kleidet sich auch im Juli und August in Rips, Mohair und Wollatlas. Ihr Sinn für's Praktische documentirt sich darin, daß sie einen „Zweifel“, als Schirm für alle Fälle trägt und „ob schön ob Regen“, den Hut aus schwarzem Tüll bevorzugt. Ihre Hände, welche an Umfang ersehen, was ihnen an Längen-maß gebracht, stecken in baumwollenen Waschhandschuhen, die mit einem Gummiring am rothen Knöchel schließen; das bunt-gestreifte Umhängetuch, fürsorglich für kühlere Abendstunden berechnet, trägt galanterweise der Sohn des Mars.

Das treue Paar wandert in den Wurstelprater; dort werden sie beim „Salamucci“ — Gasthaus-Küche schmeckt den Beiden nicht — beim Lagerbier sich göttlich thun. Kommt es zum Zahlen, und hat der Tapsere zu seinem großen Erstaun-nen entdeckt, daß er wieder einmal — „wie's halt schon

vorkommt“ — Briestafche oder Inhalt vergessen, so findet die Golde in den geräumigen Taschen ihres weitläufigen Stoff-kleides stets ein zur rechten Zeit glücklich bejeitigtes „Körber-geld“. Zarter besaitet, als die Köchin, laßt sich das Stuben-mädel an „einem Gefrorenen“ im Kaffeehaus. Sie ver-schmägt die Beziehungen zu den rauhen Söhnen des Mars und bevorzugt dagegen einen für „gebildete“ Regungen empfänglichen Jünger des Merkur. Seit der poetische Schnei-dergelle außer Mode gekommen, wählt sie ihre Freunde mit Vorliebe unter den „Angestellten“ verschiedner Geschäfte, Bah-nen oder Banken. Ihr ritterlicher Begleiter ist stets „von einer Bahn“ — „aus einem Bureau“ — doch nie von der Tramway, die keine Sonntagseruße gewährt. Sie hat moderne Alluren und trägt die vorjährige Toilette ihrer Frau; auch ist sie die Einzige im Hause, die, mit Stolz auf ihre „ätherische“ Er-scheinung, Schuhe und Handschuhe „von der Gnädigen“ benötigen kann, und daher Stiefeletten mit Korbstückeln und gepußte Glacehandschuhe trägt. Hat die Gnädige für den ganzen Tag eine „sichere“ Landpartie gemacht, so führt das Mä-del auch einen von deren garnirten Sonnenschirmen spazieren oder macht einen ihr zur Wäsche übergebenen gestickten Zupon „gar“. Sie ist eine perfecte Schneiderin und unterhält ihren Begleiter von den Wunderwerken, die ihre Nadel die Woche über geschaffen und mustert spöttlich die vorüberkommen-den „Vorstadt-Toiletten“. Den „Bazar“ hält ihre Gnädige; aber sie, die Modeskundige im Prater, „braucht ihn gar nicht“ — sie macht Alles nach eigener Idee (auch wenn sie die Schnitte in verschwiegenen Abendstunden heimlich dem „Ba-zar“ entnommen); dagegen liest sie offenkundig alle belle-tristischen Nummern, findet die Gemüthsstimmungen von „Fräulein Baronessa“ interessant und harmonisch für „Beronika von G.“ Die Zeitung studirt sie jeden Morgen, wenn sie dieselbe für den Frühstückstisch der Herrschaft aufschneidet und kennt alle Vorkommnisse „aus dem Gerichtssaal“. Auf dem Hut trägt sie einen Schleier und als Ueberwurf eine Be-duine.

Pa.rweise, Arm in Arm, kommen des Weges zwei derbere Gestalten. Die Eine, erst vor kurzem vom Lande erschienen, hat ihre Wiener Laufbahn mit der bescheidenen Rolle eines „Extramädel“ begonnen. Sie trägt — zu einem Hut als Kopf-bedeckung hat sie sich noch nicht aufgeschwungen — über die dicken Zöpfe ein buntes Foulardtuch, das Pathengehenk ihrer „Frau Göd“. Ihr jaubergewaschenes, gelbes Peralkleid ist steif gestärkt und stößt bei jedem ihrer Schritte rauschend mit dem Kiesboden zusammen. Eine weiße Schürze vervollständigt ihre Toilette, und braune zwirnene Halbhandschuhe bekunden die erste schüchterne Hinnahmeigung der Ländlichen zum städtisch Modernen. Ihre Begleiterin ist ein Jahr früher nach Wien gekommen und bereits in der einflußreichen Position eines „Mädchens für Alles“. Als Stempel einer höheren Kulturstufe trägt sie einen braunen Strohhut mit farbigem Band und statt der zu Hause gelassenen Schürze ein blaues Bardekleid mit Tunita; sie demonstirt ihrer gelehrigen Landsmännin ganz eindringlich die Vortheile verminderter Arbeitsleistung bei erhöhten Ansprüchen an die Zahlungen der Frau. Die Beiden sprechen mit prononciertem tschechischem Accent. Lassen wir einige Jahre vergehen und wir finden die „Anfängerinnen“ in behäbigerer Gestalt in einer der früher beschriebenen Toi-letten wieder — wenn bis dahin die „Mode“ sich nicht ändert.

Lori.

### Frauenarbeit auf der Münchener Jubel-Ausstellung.

(Schluß.)

Aus kleinem Saatkorn ist durch den Wiener Frauener-verbverein bereits Bedeutendes erwachsen und geeignet, die Beharrlichkeit und Ausdauer weiblichen Strebens zu höchster Anerkennung zu fördern. Der Verein, dessen Umstände vor wenig Jahren noch die bescheidensten gewesen waren, hat seine Schulen und Ateliers im eigenen Hause nunmehr in außer-ordentlichem Maße vermehrt und trefflich eingerichtet. Es ist eine kleine Frauen-Universität, was hier durch den mannig-fachen Unterricht, — die classischen Studien selbstverständlich ausgenommen, — heute schon repräsentirt wird, denn die Gouvernante und die Bonne, die Telegraphistin und die Caf-fierin, die Sprachlehrerin, die Zeichnerin, Kleidermacherin und Stickerin verläßt ausgebildet die Räume jenes Hauses. Hier ist für allgemeine wie für Fachbildung gesorgt, hier wird die praktische Hausfrau nicht vergessen und die Künstlerin der Nadel, — diese beste, wünschenswertheste weibliche Künstlerin, herangezogen. Das seit 1873 bestehende Atelier, worin die Mädchen nach vorzüglichem, dem Oesterreichischen Museum entnommenen Mustern copiren, dann aber selbstständige Com-positionen versuchen, steht unter Leitung des Prof. So-doma jun., den erst seit dem Vorjahr veruchsweise eingeführten Spizencurs leitet Frau Amalie Koppel, eine in den köstlichen, fast verloren gegangenen Techniken des Punto a rilievo und Retiella und wie sie alle heißen mögen, trefflich erfahrene Meisterin. Nach dem Beifalle, welche die in München aus-gestellten Spizenproben in altitalienischem Charakter allseitig ernteten, wird nun wol der Fortbestand des Unterrichtes ge-sichert sein, was wir von Herzen wünschen, auf daß die hoch-edelste aller Frauenarbeit bald zum Gemeingute vieler werden möge!

Den österreichischen Schulen gegenüber, am entgegen-gesetzten Westende der Gallerie, sind diejenigen aus Bayern versammelt und als würdige Rivalinnen der ersteren aufgetreten. Das ist ein schöner, lustiger Kampf, wenn die Guten schon an einander gerathen und die Entscheidung nach der Bezeich-nung des Besten hindrängt! Daß die Frauenarbeit bereits so hoch steht, zähle ich zu den erfreulichsten Zeichen, wenn-gleich ich mir nicht verhehle, wie übel es gegenüber diesen sporadischen Leistungen von vier bis fünf guten Schulen in den meisten anderen und insbesondere im Hause zum größten Theil noch beschaffen ist. Doch wollen wir nicht auch hier an das berüchtigte Gebiet der wohlbesaunten Kanarienvögel, der straningemahregelten Landschaften und à la Zahnrad um-zackten Porträts unglücklicher Lieben tasten, sondern freuen wir uns vorläufig mit dem Wunsche Faust's, daß der Augen-blick verweilen möchte, der so schön ist!

Zwei der bairischen Mädchenschulen verdienen ganz aus-gezeichnetes Lob. Ich nenne, dem Katalog (Nr. 17) folgend, als die erste die unter dem Titel „Frauenarbeitschule“ ein-getragene Lehranstalt des Münchener Volksbildungsvereins, unter der trefflichen Leitung des Directors Conrad Kriegbaum. Der Schule steht ein Seminar für die Heranbildung von Leh-rerinnen zur Verfügung, wie denn überhaupt Alles, was zur methodischen Entwicklung des Unterrichtes gehört, in dieser Anstalt außerordentlich wohlbedacht und schulmännisch klar eingerichtet erscheint, was wir um so höher schätzen müssen, als der Mangel eines Systemes in der Regel die Achilles-ferse der weiblichen Unterrichtsanstalten zu sein pflegt. Dem-gemäß läßt sich die Thätigkeit der Anstalt von den primi-tivsten Näh- und Flickarbeiten bis zur Silberstickerei und Applicationsarbeit verfolgen. Ganz besonders interessant und in seiner Einfachheit vorzüglich zum Lehrmittel geeignet, ist der Apparat, durch welchen den Anfängerinnen die verschie-denen Arten der Stiche und ihrer Verschlingungen klar ge-macht werden soll. An einem großen aufrechtstehenden Rahmen sind senkrecht und horizontal etwa vier Linien dicke weiße Schnüre in der Richtung der Liniertextur gezogen, so zwar, daß zwischen ihnen beiläufig ebenso breite Zwischenräume bleiben, und mit die mannigfachen Stiche: Kreuzstich, Zopf-stich u. mit einem rothen Strang an fußlanger Nadel ein-gezogen werden. Durch eine derartige Vergrößerung wird der Vorgang sehr anschaulich, dessen mikroskopische Verhältnisse sonst den Lernenden die Auffassung in der Regel so sehr er-schweren.

Der beschränkte Raum läßt mich hier bloß einiger aus-gezeichneter Stücke Erwähnung thun, und nenne ich daher die Imitationen alter italienischen Spitzen, deutscher Tischtücher und Handzweilen, das reizende Leichen eines Kleides mit dem schwingvollsten Renaissance-Ornament auf Tüllstoff applicirt und eine prächtige Application in buntem Tuch auf schwarzem Fond.

München erfreut sich ferner aber noch eines zweiten treff-lichen Instituts dieser Art, der Stickschule des Fr. Math. Jörres (l. Gal. Nr. 21). Die rühmlichst bekannte Stickerin, in neuester Zeit durch die großartigen Aufträge des bairi-schen Königs beehrt, für welchen schon seit Jahren und sicher noch für mehrere Jahre ein brillantes figurales Panneau in ihrem Atelier in Arbeit steht, ist von dem richtigen Ge-danken, ihr Geschäft in eine Schule zu verwandeln, ohne den Charakter des ersteren aufzugeben, geleitet worden, als sie Mädchen zum Unterrichte aufnahm. In solchem Zustande existirt das Etablissement erst seit kurzer Zeit; ohne jede Sub-vention erhält das Geschäft allein die Schule und dient diese den Zwecken des Geschäfts, ein Wechselverhältnis gesunderer Art, weil die Leitung voll Verständnis und Sachkenntnis, wie die Ausstellung beweist, die Bedürfnisse des künstlerischen Unterrichtes voranstellt und dieselben nicht im Geringsten vom Geschäfte auf jene Abwege bringen läßt, wozu der Vortheil desselben etwa leicht verführen könnte. Wir gewahrten mit Vergnügen, daß Stickerien des bairischen Nationalmuseums, Publicationen des Oesterreichischen Museums, Sebmacher's Musterentwürfe und andere durchaus classische Vorbilder des Faches zur Verwendung gekommen sind; wir erfreuten uns an den technisch wie artistisch tadellosen Imitationen persischer Teppiche und müssen der Anstalt das Zeugnis geben, daß ihre Spitzen a rilievo, Lizenispitzen und Verwandtes den Alten schier gleichkommen an erstaunlicher Präcision der Ausführung.

Den kleineren Verhältnissen gemäß, schließen sich die Bög-lingarbeiten des Cisterzienserinnenklosters Seligenthal bei Landshut (22) den übrigen bairischen Schulen würdig an. Die Arbeiten sind zwar minder fein, doch in technischer Be-ziehung sehr lobenswerth, noch mehr in künstlerischer, denn auch hier spielt Sebmacher eine bedeutende Rolle. Daß der reformirende Einfluß der alten Muster auch schon in die stillen Klosteräume gedrungen ist, gehört zu den erfreulichsten Zeichen; möchten wir ihm nur an mehreren Orten schon begegnen!

Zum Schluß bitte ich, die Wanderung wieder in das Parterregeschoß lenken zu wollen, wo in Oesterreich noch einige treffliche Leistungen unseres Besuches harren. Oesterreich hat in dieser nivellirenden Aera der fabrikmäßigen Dugendarbeit noch einen Schatz nationaler Hausindustrien, sowol in seinen slavischen als magyrischen und italienischen Theilen erhalten, während sie, und insbesondere auf dem Felde der Textilarbeit, in den deutschen Ländern immer mehr aussterben. Im böhmischen Erzgebirge findet sich indeß die Spizenkloppelei als kunstmäßig veredelte Hausindustrie vor, gleichwie in benach-barten Theilen Höhen, welche der sächsischen Krone unter- stehen. Was diese Fabrikate österreichischer- wie sächsischerseits bedeuten, welcher ihr artistischer und technischer Werth gegen-wärtig sei, das brauche ich bei einem so verbreiteten Mode-artikel nicht zu wiederholen; ich kann nur bemerken, daß es von jenen Gesichtspunkten fast wünschenswerth erscheint, daß er nicht gar so sehr Modestache sein möchte, denn die wildeste Naturalistik hat sich, vollständig unbekümmert, ob es vordem bessere Stylproben im Fache gegeben habe, darauf nieder-gelassen. Das Beste haben Dollarth und C. Stramitzer in Wien, Flohr in Lub und Mezner in Gratzky zur Ausstellung gebracht.

Stramitzer's und Mezner's Producte huldigen weitaus dem besten Style; der erstere hat aber noch ein weiteres Ver-dienst. Den größeren und auch interessanteren Theil seiner Exposition bilden die Klöppelspizen aus Jdrta in Krain, jene Arbeiten des weiblichen Theils einer armen Bergleute-Bevöl-kerung, welche gegenwärtig bei uns mit großer Aufmerksam-keit betrachtet werden, bereits Absatz nach Frankreich haben und aller Pflege von Seite der Regierung würdig sind. Ich berichte Ihnen wol nächstens über die nicht uninteressanten Bestrebungen und die Geschichte der Fabrikation jener ver-las-senen Berggegend.

Hier hat auch Fr. Thalhof aus Wien ausgestellt, ein kleines Tableau, aber ein Schatzkästlein der geschmackvollsten Nadelproducte. Mit Zug hat man sich allgemein über diese reizenden Sachen voll Lobes geäußert und den Wunsch aus-gedrückt, daß immer mehr in weiteren Kreisen der Unterschied zwischen Hausarbeit der Frau und kunstgewerblicher Arbeit hin-sichtlich ihres ästhetischen Werthes schwinden möchte. Die Reime dazu sind vorhanden, die Proben geliefert, das hat die Münchener Ausstellung entschieden dargethan.

Dr. A. Flg.

### Plaudereien.

Als der Stern Napoleon's des Dritten in seinem Zenith stand und „die schöne Frau“ in den Tuilerien zu Paris die Höchstgefeierte der ein Damentragenden Damen war, malte Dubufe sein damals allbekannt gewordenes Gruppenbild: „Kaiserin Eugenie in kleinem Cercle.“ Von den Einzelnen aus diesem prägnanten Flor hocharistokratischer Beautés ist es lange schon gänzlich still geworden. Theils sind sie gestorben, wie die Gräfin Perfigny, die Gräfin Pourtales — theils sind sie aus der Mode gekommen, wie man z. B. von einer Marquise Gaillet wol füglich wird sagen dürfen. Unter jenen von Dubufe porträtierten Damen war auch eine Deutsche, richtiger: eine Deutsch-Ungarin; ihr ist es gelungen, die Hera des Napoleoniden zu überdauern und heute noch, unter schon wesentlich veränderten Zeit- und Gesellschafts-Verhältnissen, von sich in schmeichelhafter Weise reden zu machen. Wir sprechen von der Fürstin Pauline Metternich, mit deren Bildniß wir heute unseren Leserinnen eine willkommene Gabe zu bieten vermögen; denn welche von ihnen allen hätte nicht schon von der hochbegabten, sich in jedem Betracht so interessant und originell gebenden Dame, sei es Dies oder Jenes, vernommen?



Fürstin Pauline Metternich ist die Tochter des ungarischen Grafen Moriz Sandor, der in den Annalen des Sport als einer der kühnsten und gewandtesten Reiter, die je gelebt haben, glänzt, und der Prinzessin Leontine Metternich, einer Tochter des einst allmächtigen Staatskanzlers, Fürsten Clemens Vothar Metternich, aus dessen Ehe mit der Gräfin Kaunitz, Comtesse Pauline wurde am 26. Februar 1836 in Wien geboren und vermählte sich 1856 mit ihrem Oheim, dem Stiefbruder ihrer Mutter, Fürst Richard Metternich, dem Sohn des Staatskanzlers, aus dessen dritter Ehe mit der Gräfin Richy. Schreiber dieser Zeilen hat die Fürstin Pauline kennen zu lernen und oft zu sehen Gelegenheit gehabt, in ihren blühendsten Tagen gerade, da sie, jung verheirathet, noch mitten in den Mitterwochen lebte und ein Abglanz dieser sonnigen Zeit deutlich auf ihrer Stirn lagerte — aber auch da war sie keineswegs das, was man schön, auch nicht, was man hübsch nennen konnte. Erstere Bezeichnung wäre zu hoch, letztere zu tief gegriffen gewesen; denn, um bloß als hübsch zu gelten, erschien das Gesicht der — damals zwanzigjährigen — Fürstin zu bedeutend. Die Blige desselben hatten und haben etwas unbeschreiblich Lebendiges und Sprechendes, scharf ausgeprägtes, Geist sprühendes und — sagen wir es nur offen heraus — Bizarreres. Weit gefehlt indeß, daß in dieser Bizarrerie das geringste Anstoßende sich bemerklich macht, vielmehr ist vielmehr außerordentlich reizend und feinsinnig.

Fürst Richard Metternich hatte gleich seinem Vater die diplomatische Laufbahn eingeschlagen; er war Gesandter Oesterreichs am Hofe zu Dresden und später Votschafter bei Napoleon III. Im glänzenden Paris des zweiten Kaiserreiches ist eine der glänzendsten Persönlichkeiten bis zum raschen Zusammenbruch jener Herrlichkeit die Fürstin Pauline gewesen, welche die Kaiserin Eugenie ebenso mit ihrer vertrauten Freundschaft besehrte, wie Napoleon seinerseits den Fürsten Richard. Ohne das Kaiserpaar, ohne die Fürstin Metternich waren damals Compténe, St. Cloud, Biarritz nicht zu denken. Wenn eine sich noch in das Scepter der Mode mit der Kaiserin Eugenie theilte, so war es Pauline. Wie groß der Letzteren Macht und Einfluß war, dasjenige durchzusehen, wofür sie sich interessirte, bewies die entschieden nur durch ihre Protection möglich gewordene damalige Aufführung des „Tannhäuser“ von R. Wagner in der Pariser großen Oper. Den Glanz- und Mittelpunkt der alljährlichen Longchamp-Fromenden im Bois-de-Boulogne bildete die Equipage der Fürstin. Während der Pariser Weltausstellung vertrat das österreichische Hofgesellschaftshotel den Sammelplatz der hervorragendsten Persönlichkeiten der ganzen Welt, und es herrschte nur Eine Stimme der Bewunderung über die unnachahmliche Feinheit und Vollendung, mit welcher die Fürstin Metternich eine so großartige Gastfreundschaft zu üben verstand.

Die Genannte ist Mutter von drei Töchtern, deren älteste jetzt bereits im zwanzigsten Jahre steht — doch Fürstin Pauline gehört zu jenen Glücklichen, die neben und mit den emporgewachsenen Kindern jung zu bleiben wissen. Sie ist ein strahlendes Beispiel der goldenen Lehren, die den Leserinnen des „Bazar“ kürzlich erst L. Speidel über „die Kunst, jung zu bleiben“ vortrug. Es kleidet sie noch heute, da sie doch die Vierzig schon überschritten hat, so brillant, wie einst, wenn sie als kühne Reiterin durch die Prater-Alleen jagt, wenn sie als graziöse Schlittschuhläuferin im Stadtpark zu Wien erscheint oder wenn sie, die Büsche im Arm, ihren Gatten auf die Jagd, in ihrer herrlichen Bekleidung königswaart in Böhmen, begleitet. Endlich ist die geniale Frau aber auch eine dem Dilettantismus durchaus entzogene, im wahren Sinne exzellente, ja virtuose Tanzkünstlerin, Chansonettensängerin und Vaudeville-Schauspielerin. Wie früher in Paris bei Hofe, so hat die Fürstin, auch seitdem die Metternich'sche Familie den Winter wieder in Wien zu verbringen pflegt, dort schon mehrmals „Comédie gespielt“, natürlich zu besonderen, namentlich wohlthätigen Zwecken, so noch kürzlich in einer solchen von vornehmen Dilettanten und Dilettantinnen in der „Romischen Oper“ zu Wien veranstalteten Vorstellung, worin sie zwei sehr verschiedene Rollen gleich meisterlich repräsentirte, die weibliche Hauptfigur in einer Saloncomédie von Adolf Wilbrandt und das naive „Mandl von Ebenze“ (s. die Illustration) in einer so betitelten, vom Fürsten Richard geschriebenen und mit Liedern versehenen Dialektcomie.

Skating Rink. (Aus Dunphy's Wildfire.) Es ist ungläublich, wie mächtig der Mensch durch die Bewegungen des Rades in Entzücken gesetzt wird. Die Gelehrten und Forscher haben sich diese Geschmacksrichtung weniger zu erklären gesucht, als die Dichter, welche das Rad in ihre reiche Bilderprache um so eifriger aufgenommen.

Allen ist das Glücksrad ein vertrauter Gegenstand und Jedermann weiß, daß unser Leben wie auf Rädern im Kreislauf der Zeit davon rollt. Wir ziehen an dem Rade der Mode, der Liebe, der Schönheit, wir mögen wollen oder nicht, und nach Dryden's Gleichniß gleicht jeder ehrgeizige Mensch dem Wagenlenker, der von den Rädern seines eigenen Wagens überfahren wird. Es liegt unbestreitbar für Jung und Alt, für vornehme und einfache Leute etwas ungemein Erheiterndes in allen Rumbewegungen. Welches Vergnügen gewährt nicht das Fahren an sich schon. Einen wahren Hochgenuß hat Jeder, der mit einem Extrazug fährt, und ein besonderer Reiz liegt selbst darin, zu sehen, wie die Räder sich mit rapider Geschwindigkeit um ihre Achse drehen. Ist es schon angenehm, in einem Korbwagen dahin zu rollen, um wie viel ergrößlicher, ruhig in einem Pullmann-Schlafwagen zu liegen und in fünf Minuten eine Meile zu durchfliegen. Daraus erklärt sich auch das Fahren in den imbeciles-Wagen mit zwei hohen Rädern — mit welchen man beständig Gefahr läuft, umzuwerfen und Hals und Beine zu brechen.

Die Rink-Manie ist nun die neueste und sicherlich nicht die letzte Offenbarung für die unbedingt stärkste menschliche Passion, für das Rollen auf Rädern.

Ein nur oberflächlich Urtheilender, der sich nie mit den seltsamen Launen und Empfindungen der menschlichen Köpfe und Herzen beschäftigte, wird kaum zu begreifen im Stande sein, wie so viele seiner Mitmenschen, die von der Natur vollkommen dazu befähigt, sicher und angenehm auf ihren eigenen Füßen zu stehen und zu gehen, es vorziehen, gleich Tischen und Stühlen sich auf Röllfüßen fortzubewegen. Eine derartige Reflexion würde jedoch nur von wenig Gelehrten, da die Beziehung der Menschen zu den Rädern so alt wie die Welt ist.

Gut rinken zu können ist eine graziöse und glänzende Geschicklichkeit, die auf einem unbewußtlichen Instincte unseres Wesens beruht und Jedem, der sich dieser Kunst hingibt und während der Übungen darin sich nicht die Glieder zerbricht und das Leben einbüßt, zur Erholung und Erquickung dient. Außerdem aber kann noch behauptet werden, daß das Rinken mild und wohlthunend stimmt und aufmerksam und rücksichtsvoll gegen die Theilnehmer des Vergnügens macht. Ein Skating rink ist der eigentümlichste Schauplatz der Höflichkeit, und es ist erbaulich, zu beobachten, wie artig sich die Leute gegeneinander innerhalb der Grenzen dieses Zauberkreises benehmen. Jene spöttische Bemerkung, die der Schaben Auberer selbst den Besten gewährt, liegt den Habitués der Rinkte vollständig fern. Die getheilte Gefahr lehrt gegenseitige Rücksicht und befähigt so wirksam die Regungen der Schadenfreude, daß nicht ein böswilliges Lächeln die Mienen der Theilnehmer, männlichen wie weiblichen Geschlechts, entstellt, ebenso wenig wie ein inhumaner Jubelruf, wenn einem der Rinkenden ein Unfall begegnet, über die Lippen dringt. Niemand lacht, Niemand spöttelt; Jedermann läuft herbei, um ihr oder ihm beizustehen, und — mag die Sache sein wie sie wolle — beklagt den Unfall.

Beabsichtigt Jemand, um eine junge Dame im Skating rink anzuhalten, so muß er so rasch wie möglich zur Hauptfahse zu gelangen suchen. „Geh ich von meinen Gefühlen zu weit hingerissen, erlaube Sie mir die Frage, mein Fräulein, wie viel Vermögen Sie besitzen?“ So redet ein sehr kluger und frommer Pfarrer in einer neuesten Novelle. Statt „Gefühlen“ lies „Röllfüßen“ und die Frage mag der Courtmacher im bevorzugten Thiergarten-Skating rink empfohlen sein. Man kann überhaupt beobachten, wie flott das Courtmachen dort von Statten geht und wie rasch man sich gegenseitig in die Herzen rinkt. Vornehmlich spielt dabei die Besorgniß der jungen Herren um die Sicherheit der Damen, selbst wenn beide Theile ruhig fortrollen und sich außer aller Gefahr befinden, eine Rolle. Es kommt dann nicht selten vor, daß ein männlicher Arm die weibliche Taille mit einer Art ängstlicher Besorgniß umfaßt und sie — scheinbar, weil es nothwendig ist und der gefährliche Augenblick es gebietet — fest an sich preßt. Ich war Zeuge ähnlicher bezaubernder Scenen auf dem wirklichen Eise, wo man in Wahrheit von den Schlittschuhläufern sagen konnte: „Froh eilten sie dahin, über sich die Freuden, unter sich den Tod.“ Aber ich meine doch, alle Unerschrockenheit und Kühnheit des männlichen Herzens offenbart sich in noch viel entzückenderer Färbung in dem Skating rink, wo die Aufmerksamkeit der Herren gegen die Damen an die Zeiten des Ritterthums erinnert.

Aber das Rinken muß noch in anderer Hinsicht den Befall aller denkenden und wohlwollenden Menschen sich erziehen, ich meine den Vortheil, den es für die Vervollkommnung der Chirurgie bietet. Dies ist an sich schon wichtig genug. Wenn die Kinder die Gefahr verachten, sich mit ihr vertraut machen wollen, so wird die Chirurgie durch die vielen ausgereizten Hand- und Fingergelenke zweifellos rascher als jetzt fortschreiten, und die ärztliche Kunst wird nicht nur in pecuniärer, auch in wissenschaftlicher Beziehung davon Vortheil ziehen.

Auf einen guten männlichen Rinker kommen übrigens etwa vierzig weibliche, denn die Männer sind eben so Intimlich wie unelegant und gerathen dadurch oft in Verlegenheit, wogegen die Frauen stets im Allgemeinen ebenso klug wie geschickt, so gut wie graziös sind und nur selten die Hilfe eines Chirurgen beanspruchen dürfen. Hier, wie überall, ist der Vortheil auf Seite der besseren und schöneren Hälfte der Menschheit.

Woher das Wort „Soubrette“ stammt? Keine Andere, als die „Soubrette“ Josefine Gallmeyer ist es, deren etymologischen Studien wir die Erklärung des so allgemein gebräuchlich gewordenen und seiner Herkunft nach bisher doch unbekanntem Ausdrucks verdanken. Soubrette ist eine Zusammenfügung aus sou und brette. Das sou ist natürlich in die Zusammenfügung gebräuchliche Abkürzung von sous, ein Wort, welches seinem verbundenen Beiworte den Abhängigkeits-, den Unterthanen-Charakter ausdrückt. Aber brette, woher kommt dies? Da muß man etwas weit ausfloten. Die bretagnischen Ritter hatten die Gewohnheit, lange Schwerter zu tragen, und in Frankreich nannte man bald ein langes Schwert ein bretagnisches „brette“. Die veraltete weibliche Form von „bretou“ ist nämlich „brette“. Die Ueberlegenheit ihrer Waffen bewirkte indeß bei den bretagnischen Rittlern, was die Macht so gewöhnlich zu bewirken pflegt, die Herren wurden übermüthig und herausfordernd, so daß „brette“ bald die Nebenbedeutung: „Aufbegen“ annahm. Nun ging es aber den bretagnischen Rittlern mit ihren langen Schwertern so, wie es einmal allem Irdischen zu gehen pflegt: sie waren vergänglich. Die Erfindung des Schießpulvers war der Ruin der Ritter und ihrer Schwerter. Und wie es üblich ist, wenn der Stärkere den Schwächeren besiegt, die Waffe hündt den Unterliegenden. Die Ritter sind nicht mehr, aber die spöttelnde Nebenbedeutung des Wortes „brette“ war geblieben und bedeutete scherzweis einen Aufbold, Jemand, der mit aller Welt anbindet, der zum Scandal, zur Intrigue aufgelegt ist. Eine Gattung von Wesen nun, zu der die Bretagne ein großes Contingent nach Paris liefert und deren Abhängigkeits-Verhältnis von Natur zur Opposition hindrängt: die Kammermädchen müssen doch von jeder diese ihnen noch heute anhaftende Eigenschaft des Charakters befehlen haben, denn das Wort Soubrette birgerte sich als charakteristische Bezeichnung für diese kleine Intrigantinnen im Abhängigkeitsverhältnis ein und aus dem Leben ist es dann auf die Bühne gelangt.

Der toscanische Boden ist in ganz Italien derjenige, welcher das beste Rohmaterial für die weltberühmten italienischen Strohhüte liefert, und in Toscana selbst die Umgegend von Florenz die Dertlichkeit, welche dies Material in vorzüglichster Güte hervorbringt. Das betreffende Stroh kommt von einem Getreide besonderer Art, dessen Salme nicht hoch wachsen, und dessen wenig zahlreiche Körner zur Wiederezeugung der Pflanze dienen. Jede Frau aus dem Volke ist in jenem Lande Strohhlechterin, und oft sieht man die schönsten und feinsten Hüte vom allerregelmäßigsten Gesichte auf dem Kopfe von Bäuerinnen, die sie selbst gemacht und die ihr Werk um keinen Preis fortgeben würden. Das Zusammenmischen des Hutes ist eine schwierigere und langweiligere Arbeit, als man denken möchte. Der Hut muß beinahe wie aus einem Stück gefertigt erscheinen, und dies verlangt große Sorgfalt, Gehuld und Geschicklichkeit. Man fabricirt in Florenz jährlich weit über eine halbe Million Strohhüte. Gewisse Fabriken beschäftigen mehrere tausend Arbeiterinnen, und der Jahresertrag dieses Industriezweiges befreit sich auf circa elf Millionen Franken.

Ein weniger bekannt gewordener, und doch äußerst schlagender Ausspruch Jean Paul's lautet: „Jeder Jüngling hat eine Zeit, wo er kein Amt, und jede Jungfrau eine, wo sie keinen Mann nehmen will, aber die Zeiten ändern sich und oft nehmen sie Beide einander dazu.“

### Die Mode.

Wenn man den augenblicklichen Stand der Mode rein objectiv betrachtet, wenn man verfolgt, wie sie sich mit jedem Tage mehr und mehr von dem Zwange bestimmter, feststehender Gesetze befreit, so zu sagen es verweigert, das Joch einer Uniform zu tragen, fragt man sich unwillkürlich: ist das ein Symptom oder nur eine Laune?

Wir haben es sich mehr und mehr entwickeln sehen, daß die Mode, generell, wie sie einst war, sich immer mehr individuell gestaltet.

Im Augenblick kann sich jede Frau unbedingt nach Maßgabe ihrer Mittel und ihres Geschmacks kleiden, ohne Gefahr zu laufen, unmodern zu sein. Die Echarpe, die man besitzt, und die man, beispielsweise, als Echarpe nicht verwenden kann, trägt man ganz einfach als Tunika, d. h. als Garnitur des Rodes. In unbeschränkter Freiheit, diese Echarpe auf die verschiedensten Arten zu arrangiren, so unregelmäßig, so phantastisch man will, gelingt es leicht, ein graziöses Ganzes herzustellen, zumal, wenn man den Geschmack dafür besitzt, was die Französin, so schwer definirbar, mit chifonnage bezeichnet.

Selbst die alten, wie oft belächelten und verhöhten Filottshawls unserer Mütter und Großmütter können noch verwendet werden! Man schneidet sie durch, fügt beide Theile als Echarpe zusammen und verbirgt, nach erfolgtem Arrangement des Faltenwurfs, die Zwischennahut unter einem Büschel von kleinen Bändschleifen.

Man combinirt aus den noch brauchbaren Theilen zweier getragener Costüme des vergangenen Winters oder Frühjahrs ein einziges neues: Armeel, Echarpe und Blüsegarnitur von dem einen, Taille und Rod von dem zweiten Stoff. Die harmonische Farbestimmung war bis jetzt das einzige, dabei zu Berücksichtigende, auch diese ist im Augenblick ganz und gar nicht nöthig.

So wird der Effect, welchen die Mode diesen Herbst und Winter hervorbringen wird, vorzugsweise in der Zusammenstellung der Farben bestehen. Die Wollentstoffe für Haus und Sommer werden einfacher scheinen, als sie es sind. Man wird in erster Linie in ganz kleinen Musterverhältnissen faconirte Gewebe tragen, die in der Entfernung glatt aussehen. Die Confectionen ziehen mit Vorliebe Tuche und grobe, haarige Stoffe heran; die in zwei Nuancen fabrizirten Seidendamaste werden weiter leben. Unter den Pariser Modell-Toiletten für die künftige Saison erhielten wir die Verbindung von Langfarbe und Dunkelroth, Hellblau und Rosa, Hefenbraun und Myrthengrün, und die Erlaubniß, alle Schattirungen verbunden zu dürfen, die sonst einander widerstreben. Folgende, sehr distinguirte Zusammenstellung wollen wir, im Uebrigen, mittheilen. Bringsümmenrobe in marineblau, statt der Polonaise ein Habit, vorn sehr kurz, mit Kragen und Aufschlägen nur sehr langen Seitentheilen, das Ganze roth gefärbt. Dann ein anderes Genre, sagen wir ein Uebergang von Polonaise zum Habit. Der Rod wird unten mit einem Volant garnirt, während das Vorderblatt und die beiden Seitentheile desselben mit zwei großen, mit Franzen besetzten Echarpes in beliebiger Unregelmäßigkeit decorirt werden. Die Taille ist vorn kurz und endet in dem Faltenwurf der letzten Echarpe; der Rücken geht in die Polonaiseform über.

In der Composition von Kastanienbraun und Eisenbeinweiß, von Nobe-grau und der so beliebten Mischung „Johannisbrod“, kann dies Genre, beispielsweise, sehr hübsche Erscheinungen bringen; es ist ja nicht nöthig, daß sich durchaus Feder in den schreiendsten Contrasten verliert, so sehr der Winter dieselben auch verallgemeinern wird. Der Winter! wie bald werden wir uns seinem Scepter unterwerfen müssen, und was wird er uns bringen? Der Paletot, der meist halbanschießend, nach der Form der noch immer tonangebenden Kürastalten, ohne Falten und sehr lang getragen werden soll, wird weber den kurzen, sadartigen Ribalen aus dem Sattel heben, noch den Dolman verdrängen können. Vielleicht, und wir wollen es hoffen, findet man ihn, der so wenig geschmackvoll in die Form der augenblicklichen Männerüberzieher hineingreift, sogar geringer vertreten als diese beiden Lieblingsformen des vergangenen Jahres — vielleicht versehen es die Frauen auch, ihn eleganter zu tragen, wie uns das, vor der Hand, noch möglich scheinen will.

Die Garnirung der Paletots und Dolmans wird in vollenen Borten, starken Ripen, Bezügen von Straußfedern und Wollstreifen, darunter vorzugsweise Stunks, bestehen und, wir müssen, bleibt uns der Wechsel der Form im Ganzen verlagert, unsere Neigung für die Veränderung wenigstens in den Details ausdrücken: wir werden wieder einmal mit Knöpfen und Knopfschloßern überschüttet!

Wir werden Knöpfe sehen, wo irgend welche anzubringen waren, wir werden auch da welche finden, wo sie uns — vorausgesetzt nur einen Augenblick! ganz und gar nicht hingehören scheinen. Apropos, dieser Reichthum von Knöpfen, von wirklichen und blinden Knopfschloßern wird sich von dem Paletot und Dolman auch auf die Rodgarnitur erstrecken.

Auch die Balltoiletten bereiten sich vor und wir können heute bereits versichern, daß man sehr viel Glanz tragen wird. Auf keinem anderen Gebiete verlangt die Mode — keine unserer jugendlichen Abdomentinnen wird das befreiten! in ähnlicher Weise nach wechselnden und malerischen Effecten und der Absolutismus der durchsichtigen Stoffe im Verein mit farbigen, seidenen Unterleibern sichert uns ja auch die verschiedensten Zusammenstellungen.

Eilbergaze mit blauen Glodenblumen, auch mit der feinen Crifa garnirt, und zwar in ganz unregelmäßiger, phantastischer Art, so natürlich, so zwanglos, als wären die kleinen Zweige just von übermüthiger Hand hier und dort, dort und hier ausgefreut worden, kam uns bereits im Modell zu Gesicht.

Wir sahen eine Multotoilette, ganz schlicht, ohne Tunika, ohne Polonaise — nur leicht gekräuselte Volants zeigten auf dem Rod die unregelmäßigen Linien der Tunika, als wäre sie über den Rod geworfen. Auf dem Rande derselben waren in Büschelräumen von etwa 6 bis 7 Centimeter kleine Anemonenzweige hingeklebt, dazwischen zierliche, blaßblaue Bändschleifen, indeßen ohne jede Regelmäßigkeit vertheilt. Man kann sich nichts Lieblicheres denken, als diese Toilette für ein junges Mädchen, und nebenbei nichts Vernünftigeres als daß der arme, so verachtete Muff also Aussicht hat, sich wieder einmal Bahn zu brechen.

Und die neuen Hüte — wie soll ich die neuen Hüte beschreiben? Sie sind für jede einzelne Erscheinung verschieden; sie herrschen auch ihrerseits in keiner einzigen und doch in unzähliger Form. Wir haben es versucht, diejenigen herauszugreifen, die irgend welche Neuerungen bringen und fanden darunter einige recht hübsche. Der Filzhut wird durchgängig sehr hoch und mit spitzem Kopf getragen und zeigt eine ausgesprochene Vorliebe für Federn-garnitur, die sich — zuweilen in unbeschreiblichem Chaos — über den ganzen Hut ausbreitet. Der krepfenlose Nadeltheil schließt häufig mit Bändnoten und großer Metallglocke ab.

Veronica v. G.

### Unsere Illustrationen.

Fanchon. Sie kam aus dem Lande, wo über schneeigen Bergen ein krySTALLARER, leuchtend blauer, warmer Himmel ruht, wo die Rebe sich frühlich in den Häusern emporringelt und die Feige ihre süßen, saftigen Früchte im heißen Sonnenlichte zeitigt. Als armes Savoyardenmädchen, im dürftigen Kleidchen und ohne Schuh, kam sie nach Paris, in das wilde Brausen des Lebens und Fanchon besah nichts, als ihre kleine Drehscheibe. So stand denn Fanchon unter all den fremden Menschen, die eilig an ihr vorbeischießen und eine Sprache redeten, die sie nur mühsam verstand und sah hinauf zu den hohen Häusern und blickte hinein in die stilleren Höhe — in ihrer Tasche war kein Sou mehr, sich ein Panette, wie sie das Brodchen nannte, zu kaufen. Es war etwas Eigenes mit diesem Mädchen, es war klein und schwach und gar nicht bedeutend und doch fesselte dies Kind die Blicke. Wie wunderbar waren diese Augen, die aus dem kleinen, gelblichen Gesichtchen sprachen, so sanft, so süß blickend, so wehmüthig und doch so glänzend und sonnig. Was war dies für ein merkwürdiger Mund, so feingekümmert, so fest und doch so doll — es schwebte um diese arme, kleine Gestalt ein Hauber, wie aus einem geheimnißvollen Märchen vom einem Kinde, einem Elfenkinde, das aus der stillen, frieblichen Waldesmondnacht in das grelle Tagessonnenlicht unter die Menschen gerathen und nun Noth litt und den harten Kampf um das Dasein durchmachen sollte. Das mußten auch die sonst so gleichgültigen und eiskalten Menschen in der glänzenden Weltstadt fühlen, denn ihr Herz wurde bewegt, sie standen still, sahen das Kind, und Fanchon sammelte Gaben über Gaben. Die kleine Fanchon wuchs heran und es richteten sich auf die feine, schlanke Gestalt mit den melancholischen Zauberaugen die Blicke der Männerwelt, aber wenn Fanchon die Augen groß aufschlug und die Reden ansah, verging ihnen jeder böse Gedanke. Die Feinheit und das Witzige der Französin Schönheit war bei ihr gemischt mit dem glühend heißen, heiter sonnigen, in fröhlicher Naturkraft blühenden des Landes Italiens. Und in Fanchon, die eine Dame geworden und bisher nur für die Armen fühlte, zog jetzt ein anderes, seltsames Gefühl ein. Es ward ihr so selig, so bang, so ahnungsreicher und doch so glücklich, überglücklich zu Muth, wenn sie den armen Maler, der ihr gegenüber

eingezogen war, sah. Aber der Maler gehörte zu den Reden, die Franchon nachschickte, er war weder Maler, noch arm; er war ein Offizier aus einer vornehmen Familie, der diese seltene Blume für sich brechen wollte. Er kam aber das Feindbild aus den Alpen nicht, er wußte ja nicht, daß dies dunkelbläuliche Kind saubere konnte. Mit Leidenschaft nahe der verkleidete Offizier sich der Kleinliebenden und bald ergriff ihn eine so tiefe, gewaltige, reine Liebe, daß er Franchon zu Füßen sank, den Betrag, von dem er brüdt, eingestand und angstvoll frag, ob sie ihm verzeihen könnte; und Franchon lächelte mit einem Blick so milde, wie der eines Engels und so süß und verheißend wie der eines liebenden Weibes. Franchon und der Cavalier wurden ein glückliches Paar. Das ist die Geschichte von Franchon dem Leiermädchen, das schon unsere Großeltern in Gesang und Schauspiel entzückte und ein unsterbliches Leben als volksmäßig-poetische Figur sich erungen hat.

Himmel schuf aus diesem Stoff eine reizende kleine Oper, die ihrer ins Ohr fallenden Melodien wegen zu einer eben so großen Beliebtheit wie gleichzeitig „Die Schweizerfamilie“, „Arctico“ und „Tancred“ gelangte und einen wahren Triumphzug über die Bühnen hielt.

„Fort, daß die Leier klingt,  
Dann wird das Herz mir still;  
Geh, Franchon, geh und singe  
Ein fröhlich Vandebeille.“

Dieses Liedchen war in aller Sängerrinnen Munde und die Tracht des anmuthigen, fremdartigen Weibens wurde nicht nur bei Maskeraden nachgemacht, einzelne Stücke derselben, wie das heute noch beliebte Franchonstück, waren Modeartikel der vornehmen Welt. In der Oper kehrt Franchon, von Heimweh getrieben, den Freunden der Hauptstadt entgegeng, in die stillen Thäler Savoyens zurück.

**Reiche und arme Reisende.** Es gibt Reisende, die besser daheim bleiben, da sie nur reisen — um an einen andern Ort zu gelangen, die genießen, ohne zu empfinden, die nur deshalb tadeln, um ihren leidigen Sarcasmus glänzen zu sehen, denen jener Felsen zu steil und dieser Berg zu hoch ist, die im ländlichen Quartier so gleich dem Comfort des Hotels vermissen und es unbegreiflich finden, daß die genannten Völker des Erdballs noch nicht deutsch reden, während sie selbst doch nur das „Platte“ verstehen. — Jene analysirenden Menschen freuen sich wol über die zerlegende Wirkung, ahnen aber nicht, daß ihnen dabei der volle Eindruck des Ganzen verloren geht. Solchen Leuten ergeht es wie dem Jungen Knaben, der die Spieluhr zerstückt, um — die Musik zu sehen, die man doch nur hören und empfinden kann.

Im Gegentheil zu dem Gefagten haben wir uns um so freundlicher an der poetischen Anschauung der Natur, wozu das vorliegende Bild: „Reiche und arme Reisende“ uns einladet. Der Schleier unklarer Empfindungen fällt, sobald wir mit dem geistigen Auge betrachten; wo aber dieser göttliche Blick mangelt, wird Schönheit Frage, Wahrheit Lüge. Dem poetischen Wesen dagegen klingt im Herzen die „plastische Musik“ der Natur in einem einzigen, sich millionenfach verzweigenden, harmonischen Accord nach: in dem Begriff Aesthetik. — „Sein Auge weit auf dieser Erde kaum, sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur... und sein Gefühl belebt das Unbeliebte.“

Die schweizerische Schweiz ist nach Alexander von Humboldt ein Paradies im Kleinen, das die Mutter Natur, sich selbst zur Lust, aus allen Theilen des Erdballs zusammengetragen. In diesem Eden ein miniature zählt die Bastei, jene 700 Fuß sich über den Abstieg erhebende Felsenfeste, zu den romantischsten Aussichtspunkten dieses Paradieses und zwar in doppelter Hinsicht, weil dort, wie uns das Bild des Künstlers zeigt, auch die Gegensätze des Reisens, „reiche und arme Reisende“, wie nirgendwo lebhaft hervortreten.

Wenn heutzutage im deutschen Vaterlande der „arme Reisende“, bepackt mit schwerem Koffer, „dem Mädchen am Hut“ und „den Stab in der Hand“ als seltener Gast erscheint, so trifft man hier doch noch am ehesten Wanderer aus allen Gauen Deutschlands. — Wir sehen es beispielsweise dem mühseligen Blick des fremdlichen Herrn an, daß auch er einst vor Jahren als „armer Reisender“ mit Kopfdenk der Herzen sein Glück in der weiten Welt suchte und fand, und nun an der Seite seiner lieblichen Gattin sich dessen erinnert.

Der Fuß des „Bruder Straubinger“, jener in Wort und Bild so oft geschilderten Landstrafenfigur, berührt nur selten noch die staubige Chaussee, seitdem die Eisenbahn, das lebendige Wahrzeichen unseres Jahrhunderts, den mächtigen Strom des Verkehrs im raschen Fluge vermittelt. Heute kommt uns nicht mehr der Denkmahl des verunglückten Kofferträgers an der Straße zum Gebet: „O Wanderer, siehe still!“; die Zeit des Dampfes löst solche „Schwächen“ aus.

Die Poesie der Landstraße wird nur noch vom Waggon aus erdichtet

und besorgt, um schon mit „Nächstem“ im Feuilleton des Morgenblattes als „Reisende“, erdichten“ zu können. Man reißt eben mit Kerle in den Beutungen, oder mit der Kraft des Dampfes. Beides gleich schnell und comfortable.

Um so mehr heimelt uns das vorliegende Bild an, wo auch einmal der „reiche Reisende“ die sonst unentbehrlichen Bequemlichkeiten im Ansehen der herrlichen Natur nicht weiter vermisst. — Dieses „Sichgehenlassen“ tritt uns besonders aus der Gruppe der Liebenden entgegen, deren Streben es ist, das Ziel unter jähem Liebesgepläuber zu erreichen, die Posten des Augenblicks auskosten.

Selbst der scheinbar profaische Führer auf unserm Bilde findet seinen Himmel auf dieser Erde — wenn er Trübsal erhält. Er nennt das Poesie — Lieder ohne Worte. Das Klängen der Münze dünkt ihm ein schönerer Lobgesang, als die Liebeslage eines „lustigen Feigens“, der am Hollunderbüsch sein Nest baut. Dafür birgt sein rauher Kittel ein treues Herz; wir sehen das seinem ehrlichen Gesicht schon an und empfinden es noch sicherer, wenn sein „lautes Denken“ uns zum Lachen reizt, zumal beim Ex-pliciter, wo die zweifelhaftesten geographischen Kenntnisse des Cicero wie „tönendes Erz“ zu Tage treten. Hier ist er freilich, der biedere „Sächser“, der grimmige Feind — „Wäbeter’s!“ Sein Hirn gleicht einem Kaleidopskop, das unter stetem Schütteln tausend neue Bilder gibt, leider ohne Benennung, daher auch die stereotype Antwort: „Dieses hier, was Sie da meinen, ist — lauter Umgegend.“

**Logogryph.**

Die holde Kunst, die unsre Welt verschönet,  
Die selbst im Winter läßt den Mai erblühen  
Und deren Lob in jedem Land erkönt,  
Wo ihre Farbenharmonien glühn:

Sie läßt auch mich an ihren Bildern scheitern  
An Himmelswolken und Erdentand,  
Und muß ich bald mich mit der Rose einen,  
Bald mit der Edelbame Prachtzweigand.

Oft suchet leider led von mir zu borgen  
Die Lüge und Verstellung zarten Glanz,  
Doch nimmer kehrt zurück der Jugend Morgen  
Und blühet wieder neu der Schönheit-Kranz.

Wenn eines meiner Reichen ich entbehre,  
So werde ich ein Held, daß starke Hand,  
Gefolgt von einem thatenkraftigen Heere,  
Die Freiheit gab dem theuren Vaterland.

Er selbst und seine Waffenbrüder waren  
Nicht wie der Feind verächtlich und erschlaßt,  
Es preist noch heut, nach lang entschwinden Jahren,  
Der Deutsche dankbar des Befreiers Kraft.

M. R.

Auflösung des Räthfels Seite 262.

„Unmuth — Anmuth.“

**Correspondenz.**

**Toilette, Mode, Handarbeit.** Frau G. S. Wiederholt haben wir es bereits ausgesprochen, daß die „nächsten“ Nummern vollendet sind, wenn der Wunsch, in einer derselben Fragen zu beantworten, an uns gelangt. Sollen wir also unsere Antwort nicht verspätet senden, so ersuchen wir in solchem Fall die ausführende Adresse beizufügen, um die Nachricht direct übermitteln zu können. — G. N. in R. Hoffentlich haben die inzwischen erschienenen Multitoiletten Ihren Erwartungen entsprochen und sich dem Zweck anpassen lassen. — Frau Albine von S. in P. Nicht der Stoff

entscheidet in diesem Falle die moderechte Toilette, vielmehr die Form, für welche die bezeichneten Abbildungen allerdings als maßgebend gelten. — M. B. in P. Seite 122 des Bazar d. J. brachte bereits derartige leicht zu vergrößernde Vorlagen. — Abonnentin in Breslau. Für derartige vereinzelte Interessen fehlt uns leider der verfügbare Raum, und wir ersuchen Sie deshalb, uns Ihre Adresse anzugeben, um Schnitt und Dessin direct einsenden zu können.

**Arbeitsstift.** W. G. in R. Blumenweiden und Pressen für künstliche Blumen fabriciren C. Hochstetter, Berlin, Oranienstr. 122. A. Polenz, Oranienstr. 152. A. Reichelt, Oranienstr. 130; Präge-Anstalt für Monogramme: Adolph Jalen, Jägerstr. 22. — B. G. in W. — N. v. 3. in B. Erhöhend wird die Technik der Holzmalerei, die Wahl der Vorlagen und Uebersetzen in der kleinen Schrift von Dr. Fr. Zahnel, Anleitung zur Holzmalerei nebst Anweisung zum Soliven der gemalten Gegenstände (Leipzig, 1876, Verlag von Glaier u. Garte) behandelt. — Abonnentin in R. Für den Holzschnitt bestimmte Zeichnungen müssen auf Platten von Buchsbaumholz, die vorher einer weissen Grundirung (aus Bleiweiß und Gummiwasser) erhalten, gezeichnet werden. Solche Platten fertigt u. A. W. G. in R. in Berlin, Brandenburgstr. 55. Man kann die Zeichnungen auch photographisch vom Papier auf die Holzplatte übertragen. — F. W. in C. Holzornamente für Möbel zc. werden von M. Gottschalk & Co. in Berlin, Chausseest. 64, angefertigt. — S. H. im Reichslande. Werden Sie sich gef. an das Maschinengeschäft von M. Selig jun. & Co., Berlin Karlstr. 20, mit genauer Angabe Ihrer näheren Wünsche und Anforderungen an die Leistungsfähigkeit und den eigentlichen Zweck der Maschine.

**Kosmetik und Gesundheitspflege.** S. W. in G. Das intensivste Schwarz ist Aeschwarz, aus Weintrestern erhalten, dies dürfte sich zur Herstellung einer schwarzen Pomade am besten eignen. Sie erhalten dasselbe bei C. Reindke Nachfolger in Dessau. — M. Z. Verdünntes Wasserstoffsuperoxyd wandelt die Haarfarbe beim Waschen damit in Goldblond um. Sie erhalten das völlig unschädliche Mittel in der Grünen Apotheke, Berlin, Chausseest. 21. — C. v. G. in B. Dr. C. Curvoijer in Riehen bespricht in seinem vortrefflichen Schriftchen „die häusliche Krankenpflege“ (erschien in Basel 1875) das Krankenzimmer, das Mobiliar des Krankenzimmers, die Krankenpflege, die Verabreichung der Arzneimittel. Ihre Fragen über die Luft in Krankenzimmern finden selbstverständlich die eingehendste Behandlung; u. A. beweist der Verf. folgende Sätze: Jede Luft, welche riecht, ob gut oder schlecht, ist schädlich. — In einer Luft, worin ein Gesunder krank werden möchte, kann schwerlich ein Kranker genesen. — Jede Räumlichkeit der Zimmer ist von Uebel. — Thüren sind gemacht zum Schließen, Fenster zum Öffnen. — In den Städten ist die Nachtluft die reinste und gesundeste. — Die durchziehende trockene, obwohl kalte Luft schadet keinem Kranken, wenn derselbe nicht unmittelbar im Durchzug steht. Man kann folglich ohne Furcht das Krankenzimmer mit durchziehender Luft reinigen, wenn der Kranke wohl bedeckt ist. — Für Krankenzimmer sind in Privathäusern pro Kopf 1000 Cubfuß zu verlangen, in Spitälern 2000. — Heiße Zimmer sind in verschiedener Rücksicht den Kranken sehr verderblich. Kalte Luft ist in verschiedenen Krankheiten ein vortreffliches Mittel zur Genesung. Eine solche Abkühlung wirkt bei hitzigen Krankheiten oft besser, als ellenlange Recepte. — Patienten erkälten sich nicht im Bett, die Zeit, wo die meisten Entzündungen eintreten, ist die Reconvalescenz, wenn die Kranken zum ersten Male nach langem Liegen aufstehen, und das Zimmer nicht genügend erwärmt ist. — In Krankenzimmern soll die Temperatur stets eine gleichmäßige sein; alle Sprünge, plötzliche Abkühlung, plötzliche Erhitzung sind zu vermeiden zc. — A. Z. — Cloira B. — Treue Abonnentin in Tirol. Ueber die Wirkung der verschiedenen Enthaarungsmittel, Pflanzöl zc., finden Sie ausführliche Mittheilungen auf Seite 99 des Bazar d. J. unter Ciffre: Anna. — S. M. W. Dr. zc.

**Verschiedenes.** Langjährige Abonnentin. Die Milben, welche die faulen Stellen am Kopfe des Kanarienvogels verursachen, sind dadurch zu entfernen, daß nach gehöriger Reinigung des Bauers, der Kanarienvogel mit verdünntem Glycerin (1 Theil Glycerin, 20 Theile Wasser) möglichst unterhalb der Federn direct auf der Haut betrichen und an den Stellen, wo er mit dem Schnabel nicht hingelangen kann, mit Insectenpulver bestreut wird. Der Vogel muß außerdem oft und in reichlicher Menge Badewasser erhalten. Näheres über Zucht, Pflege und Krankheiten des Kanarienvogels können Sie in der Broschüre „Der Kanarienvogel“, von Dr. C. Ruz, welche als Separatdruck aus dem Verf. Handbuch für Vogelliebhaber zc. im Verlage von C. Kämpfer in Hannover erschienen ist, nachschlagen. — M. W. in B. Die Herstellung von künstlichem Meerwasser ist beschrieben in dem Werkchen „Die Meerwasser- und Bernsteinwaaren-Fabrikation“ von G. R. Kauer, erschienen bei A. Hartleben in Wien.

Die vorzügliche Qualität der Chocoladen aus der rühmlichst bekannten

**Fabrik von Ph. Suchard**  
in Neuß (Schweiz)

findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis. 1846

Anf die große Auswahl zu Geheuten geeigneter Phantastischkeiten mit Chocolade wird noch ganz besonders aufmerksam gemacht.

Entrepôt général à Paris 16, rue Montmorency.

Patentirte und prämiirte

**Dresdner Façon-Strick-Maschinen**  
492]

mit verstellbarem Stahladelbett für Familien- und Industrie-Gebrauch zu ermäßigten Preisen und unter günstigen Zahlungs-Bedingungen.

**Strickmaschinen-Nadeln,**  
à 10 Pf. per Stück, empfiehlt

**Dresdner Strickmaschinenfabrik**  
Laue, Thiele & Co.,  
Löbtau b. Dresden. Solide Wiederverk. ges. [503]

Meine mit garantirter Tragkraft bewährte

**Prima Taschen-Gänge-Matte**  
noch von keiner Nachahmung erreicht, trägt meinen Fabrikfirma-Stempel, wiegt kaum 1/2 Kilo und kostet M. 8.— für Erwachsene.  
II. Qualität ohne Stempel M. 6.50.  
III. Qualität ohne Stempel M. 3.50.

**F. B. Grünfeld,**  
Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers und Königs in Landeshut in Schlesien.

**Moras haarstärkendes Mittel.**  
Dieses nährstoffreiche Fabrikat, 17 jährigen steten Erfolges, kostet in Originalflaschen à 6 Flaschen 10 Mark. A. Moras & Cie., Köln. [487]

**Krinochrom**  
von J. Bartbol, Berlin, Fruchtstr. Nr. 58,  
bestes Haarfärbemittel  
in Schwarz, Braun, Cendré. Preis pr. Cart. 1 1/2 Thlr., 4, 5 Mark. Zu haben bei [73]  
G. Karig, Berlin, Hausvoigtplatz Nr. 9.

Für  
**Rückgratsverkrümmungen**  
und beginnende körperliche Missbildungen  
Prof. Dr. Ulrich's Heilanstalt  
in Bremen. [496]

**Corsage Cuirasse,**  
unerläßlich zu den neuen Cuirasse-Tailen,  
empfehlen unter Garantie des guten Eigens,  
weiß oder grau,  
Prima à Stück 7 M. 50 A.,  
franco gegen Postvorschuß. Nichtconvenientes  
wird jederzeit umgetauscht. [458]

**Zukius Henel,**  
vormals C. Fuchs in Breslau. [481]

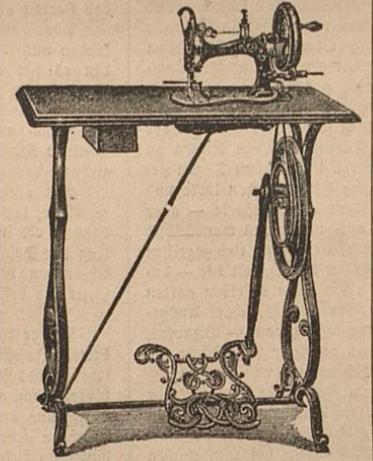
**Heuser's**  
**Nächtisch-Scheeren-Garnitur**  
aus Solinger Silber-  
faß (Silberstee) ent-  
haltend: Zugscheide,  
Nagel, Stiel, Knopf-  
schneidende mit Stells-  
schraube und ein hoch-  
feines Feinmesser.

Preis für Garnitur:  
4 Scheeren, 1 Messer in seinem Etui 5 M.  
Unentbehrlich für jeden Nächtisch. Dauerhaft  
und unzerstörlich bei feigstem Gebrauch.  
Garantie der Vorzüglichkeit durch eventuelle  
franco Rücknahme. Depot für Deutschland bei  
Fm. Heuser, Berlin W., 58. Mohrenstraße.  
Großisten und Wiederverkäufern extra Preise.  
Verband der Kürze halber gegen Nachnahme.

**Das Recept,**  
nach welchem man in Wien, Prag  
und in den böhmischen Bädern  
den wegen seines vorzüglichen Ge-  
schmackes und wegen seiner prach-  
vollen Farbe weltberühmten Kaffee  
bereitet, besteht einfach darin, daß  
man dem Bohnen-Kaffee eine Klein-  
igkeit Otto G. Weber's Feigen-  
kaffee\*) zusetzt.

\*) Rühmlichst empfohlen vom „Bazar“,  
„Neber Land und Meer“ u. s. w. als das  
feinste Fabrikat dieser Art. — Preis à Fld.  
1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Fld.  
Zufendung franco. — Zu haben in der  
Fabrik von Otto G. Weber in Berlin,  
S. O., Schmidstraße 31. [332]

Preis ohne Verschlußkasten Mark 81.  
Preis mit Verschlußkasten Mark 90.



Preis ohne Verschlußkasten Mark 81.  
Preis mit Verschlußkasten Mark 90.

Jeder Maschine werden folgende Apparate beigegeben:  
1 Dellanne, 1 Lineal, 4 Nadeln mit Nadelbüche, 1 Bandeinfaßer,  
1 Eigennäher, 2 Schraubenzieher, 1 Doppelsäumer für 2 Breiten, 1 Wattirer,  
1 Bandausnäher, 1 Eigennaufnäher, 1 Gebrauchsanweisung, 1 Pincette,  
4 Metallspulen, 1 Kränzler, 1 Kappjäger, 1 Contadanaufnäher.

Der Preis unserer Maschine ist ein sehr geringer und zwar: **Lincoln** zum Hand- und Fußbetrieb (lt. obiger Zeichnung) Nr. 81. — gegen Cassa. Diefelbe mit elegantem Verschlußkasten Nr. 90. — gegen Cassa und zwar ist bei Bestellung die Hälfte in Baar einzuzahlen oder aber wird per Nachnahme erhoben, während der Rest 14 Tage nach Empfang der Maschine zu berichten ist. Die Lieferung geschieht franco jeder Eisenbahnstation. — Zeichnungen und Nähproben werden auf Wunsch gratis und franco. Referenzen und Anerkennungs-schreiben von den begiegnisten Fachmännern liegen aus allen Theilen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Hollands vor.

**Königsdorf & Schulze, Braunschweig.**  
NB. Auf Wunsch sind auch gern bereit, die Maschine ohne jede vorherige Anzahlung auf 14tägige Probe zu überreichen und solche event. vom Empfänger zurückzunehmen.

Briefmarken  
kauft, tauscht und verkauft [445]  
G. Rehmeyer in Nürnberg.

**Echter Talmigold-Schmuck!**  
Eleganteste kurze Herrenketten v. 2 bis 8 M.  
feinste Damen-Halsketten von 4 bis 12 M.  
Medaillons, Broches, Armbänder, Colliers,  
Haarspangen, Herren- und Damenringe in  
eleganter und hochfeiner Ausführung zu fa-  
berhaft billigen Preisen. Für beste Qualität  
garantirt die Fabrik von [498]

**Blau & Kann,**  
Wien,  
I. Babenbergerstr. Nr. 1.  
Versendungen können nur gegen Cassa-  
Einsendung geschehen, da Nachnahme-  
Sendungen v. österr. Handelsministerium  
vorläufig sistirt worden sind.  
Preiscourante gratis und franco.

Zum Familiengebrauch, zur Damenschneiderei  
z. ist unsere auf der Wiener Welt-Ausstellung  
mit dem höchsten Preise, der Verdienst-Medaille

prämiirte  
**Lincoln-Nähmaschine**

entschieden die praktischste aller existirenden  
Systeme, da mit derselben alle vorkommenden  
Arbeiten gefertigt werden können. Diefelbe  
näht den leichtesten Spitzring oder Müll genau  
so gut, als den schwersten Doublestoff, wo-  
durch sie dem zum Theil sehr viel eingeführten  
Wheeler- & Wilson-System entschieden vorzu-  
ziehen ist, da letzteres zu Weisnarbeiten wohl  
gut zu verwenden, zu etwas schwereren Ar-  
beiten, welche wohl in jeder Familie einmal  
vorkommen dürften, jedoch gar nicht zu ge-  
brauchen ist. — Infolge der vielen Vorzüge,  
die unsere Maschine andern gegenüber besitzt,  
sind wir bereits seit Jahren mit den Lieferun-  
gen an Behörden betraut. — So bezogen  
ausletzt das Herzogl. Braunschweigische Haupt-  
Steueramt hier, das Königl. Ungar. Central-  
Post-Amt in Pest, sowie viele andere Post-,  
Telegraphen-, Vorschub- und Conium-Bereine  
zur nachweislich höchsten Zufriedenheit unser  
Fabrikat. Die Construction unserer **Lincoln-**  
Maschine ist eine äußerst einfache, so daß jeder  
Laie, der noch nie auf einer Maschine ge-  
arbeitet hat, mit Hilfe der sehr genauen Ge-  
brauchsanweisung sofort darauf arbeiten kann.  
Die Ausstattung unserer Maschine ist äußerst  
elegant, die Arbeit eine gediegene und über-  
nehmen wir eine reelle dreijährige Garantie.

Eine kinderlose Professorenfamilie  
in Wien wünscht gegen einmalige Ufertigung  
ein Kind zu adoptiren.  
Adressen sub A. B. befördert die Admini-  
stration des „Bazar“ in Berlin. [494]

**Glafey-Nachtlichter, bewährt seit 1808,**  
prämiirt in Nürnberg, Paris, Altona u. Wien,  
zu haben in allen bedeutenden Geschäften  
Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz.  
G. A. Glafey, Nürnberg. [44  
Nachtlichter-Fabrik,  
Man verlange I. Qualität.]

**Aneroid-Barometer,**  
prachtvoller Zimmerschmuck, Werk à jour, Nahn-  
men in soliderem brillanter Goldschneiderei  
in jedem Genre. Photographien sende franco  
zur Ansicht. Lieferung sofort. Preise solide.  
[501] Franz Koesewitz, Hamburg.